

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

Amy Carmichael

Flucht durch Indien

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. Auflage 2005

Originaltitel: The Hidden Jewel

© 1992 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe 1993 by Zapf & Hofmann, Landstuhl

2005 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Susanne Zapf

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN: 3-89397-449-0

Inhalt

Unfall im Zug	7
Verlängerte Ferien	16
Der bettelnde Elefant	25
Hilfe!	36
Karfreitag an Ostern	47
»Swami-Liebling«	58
Feuer!	70
Eine blutende Nase und ein blaues Auge	81
Vor Gericht	92
Verschwunden	101
Entdeckt	110
Die Braut von Dohnavur	122
Mehr über Amy Carmichael	135

Unfall im Zug

Der indische Diener ging voran, mit allerlei Gepäck beladen. Der vierzehnjährige John Knight folgte ihm hinaus auf den Bahnsteig, dann starrte er erstaunt den merkwürdigen Zug an, der am Ende des Bahnsteigs knatternd und dampfend hielt. »Vater!«, rief er über die Schulter zurück. »Was ist das für ein Zug? Er ist so klein – fast wie eine Spielzeugeisenbahn. Und sieh mal dort!« John zeigte auf den Zug. »Die Lokomotive ist ja hinten!«



Johns Vater und Mutter erschienen an der Tür zum Bahnsteig. Sie trugen beide einen *Topee*, einen Sonnenhelm, um sich vor der glühenden indischen Sonne zu schützen. Sanford Knight lächelte über seinen erstaunten und verwirrten Sohn. Der große, schlanke englische Regierungsbeamte war selbst erst seit sechs Monaten in Indien, und er verstand, wie fremd seiner Frau und seinem Sohn alles vorkommen musste.

»Das ist eine Zahnradbahn«, erklärte er, »die einzige Möglichkeit, um auf die steilen Hügel nach Ootacamund zu kommen. Die Lok ist hinten am Zug, damit sie die Wagen den Berg hinaufschieben kann. Und schau mal, was zwischen den Gleisen ist.«

John blinzelte, als er einen Blick auf die hell blitzenden Gleise warf. Eine Reihe von Zähnen verlief wie ein drittes Gleis dazwischen.

»Ein Rad unter der Lok hakt sich in diese Zähne ein und hilft mit, den Zug zu ziehen. Jetzt kommt, Leslie«, sagte er zu seiner Frau. »Steig ein.« Mr. Knight öffnete die Tür eines Wagens der ersten Klasse und half seiner Frau in den Zug. Azim, ihr indischer Diener, folgte ihnen mit den Koffern und verstaute sie im Gepäcknetz über ihren Köpfen.

Gelächter und Rufe von Mädchen zogen Johns Aufmerksamkeit auf sich. Eine Gruppe junger indischer Mädchen in bunten langen Röcken stieg in einen Wagen dritter Klasse, zusammen mit einer Frau in einem blassblauen Sari. »Eigenartig«, dachte John. »Diese Frau sieht wie eine Engländerin aus. Ich frage mich, warum sie indische Kleider trägt.«

Der Zugführer in seinem blauen Anzug und dem weißen Turban rief: »Alles einsteigen!«, und die Dampflok stieß einen lauten, schrillen Pfiff aus. John lehnte einen Arm aus dem offenen Fenster, als der Zug sich ruckartig in Bewegung setzte und langsam aus dem Bahnhof fuhr. Zu beiden Seiten lagen braun und trocken die Nilgiri-Hügel. Sein Vater meinte, in dem Luftkurort am Fuße des Westghats Ooty – wie Ootacamund normalerweise genannt wurde – sei es grüner und kühler.

Knights wollten nach Ooty, um John dort in der britischen Schule anzumelden. Während der Zug die Hügel hinaufkeuchte, fragte er sich, wie die Schule wohl sein würde. »Alle englischen Familien kommen in der heißen Jahreszeit nach Ooty, um Ferien zu machen«, hatte sein Vater erklärt. »Es ist ein schöner Ort für eine Schule. Du wirst dich bald wie zu Hause fühlen; die Stadt erinnert sehr an England.«

John wollte sich eigentlich nicht wie zu Hause in England fühlen – dort war es langweilig. Indien war das Aufregendste, was er je gesehen hatte. Er und seine Mutter waren erst vor kurzem aus England gekommen, um bei seinem Vater zu wohnen, der der neue Gouverneur im Tinnevelly-Distrikt in Südindien geworden war. Der alte Gouverneur sollte 1910 in den Ruhestand versetzt werden, und die britische Regierung wollte Johns Vater ein Jahr Zeit geben, um sich in die Pflichten als Richter und Verwalter einzuarbeiten.

Von dem Augenblick an, da John die Gangway des Schiffs hinuntergelaufen war, war Indien für ihn ein großes Abenteuer. Menschenmassen in den Straßen,

zusammen mit Fahrrädern, Pferdefuhrwerken und Ochsenkarren, die sich um den Platz stritten. Esel, mit großen Ballen beladen, trotteten langsam zwischen den Verkaufsständen. Mächtige Tamarindenbäume lieferten Schatten und Erholung von der trockenen Hitze in Palamcottah, der Stadt, in der der Gerichtshof des Tinnevely-Distrikts lag. Tempelelefanten zogen die Straße hinunter; keifende Affen saßen in den Sträuchern am Straßenrand. John hatte man sogar vor Leoparden gewarnt, die manchmal die Hügel herabkamen, aber er sah keinen.

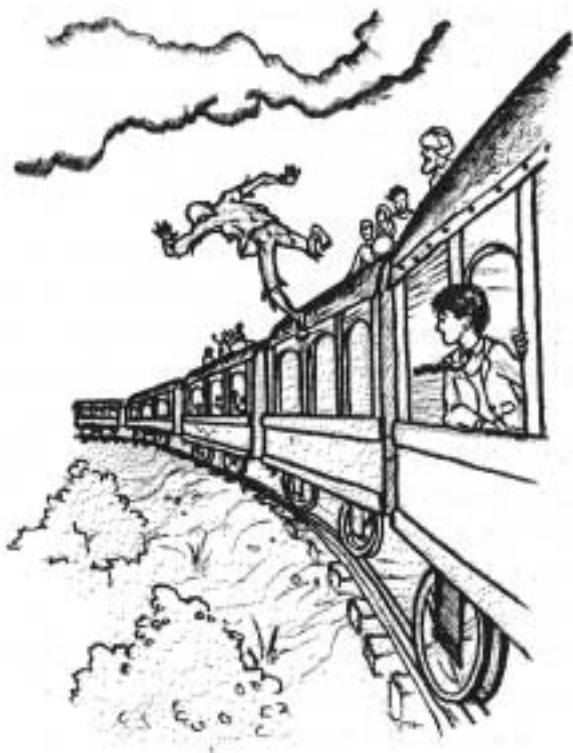
John seufzte. Allein der Gedanke, blank gebohnerte Korridore des Internats entlangzugehen – auch wenn es in Indien war –, reichte, um ihm die Tränen in die Augen zu treiben. Es gab so viel zu sehen und zu entdecken.

Trotzdem, nach einer Woche, die sie in ihrem Haus in Palamcottah verbrachten, beschloss Sanford Knight, dass sein Sohn unverzüglich zur Schule musste, damit er nichts versäumte. Sie wollten es mit einem schönen Urlaub in Ooty verbinden. Soweit es möglich war, hatten sie den ›normalen‹ Zug genommen und reisten in einem bequemen Abteil erster Klasse mit ihrem indischen Diener. Als John sich aus dem Fenster lehnte, wurde er auf etwas hinten im Zug aufmerksam. Er beugte sich weiter vor. »Das kann ich nicht glauben!«, rief er. »Da sind Menschen auf dem Dach des Zuges!« Mrs. Knight blickte aus dem Fenster und sah nach oben. »Oh Gott! Sie können sich doch wehtun!«

Mr. Knight sah von seiner Zeitung auf. »Hm, ja. Die niedrigen Kasten hoffen, dass sie umsonst reisen

können. Erlaubt ist es nicht, aber eigentlich hat keiner etwas dagegen.«

In diesem Augenblick kam die Zahnradbahn ins Schleudern, als sie um eine Kurve fuhr. Die Wagen schwankten gefährlich. John sah gerade noch, wie ein ärmlich gekleideter Inder rutschte und vom Zugdach fiel. Geräuschlos landete er in den Büschen und Steinen neben den Schienen.



»Halt!«, schrie John. »Da ist ein Mann vom Zug gefallen!«

»Sanford, wie bringen wir den Zug zum Halten?«, rief Mrs. Knight. »Er ist kopfüber gefallen.«

Mr. Knight sprang auf und zog die Notbremse. Zuerst schien nichts zu passieren. »John!«, rief Sanford Knight, und John zog zusammen mit seinem Vater an der Notbremse. Wenige Augenblicke später blieb die Zahnradbahn ächzend stehen, die Dampfmaschine stieß einige Wölkchen wie aus Protest aus. Der indische Zugführer kam an ihr Abteilfenster gerannt und sprach aufgebracht mit Johns Vater. »Sie haben den Zug angehalten? Was ist denn passiert, *Sahib*?«

John deutete nach draußen. »Dort hinten. Ich habe ihn gesehen. Ein Mann ist heruntergefallen.«

Der Zugführer drehte sich um und lief eilig die Schienen entlang zum rückwärtigen Teil des Zuges. Türen in anderen Wagen wurden geöffnet, und die Menschen sahen neugierig nach draußen. John kletterte aus dem Zug und folgte zusammen mit seinem Vater und seiner Mutter dem Zugführer.

Der Zug war schon ein gutes Stück gefahren, seitdem der Mann heruntergefallen war. Reglos lag er da, er war bewusstlos. Schmutzige Lumpen bedeckten kaum seinen ausgemergelten Körper; er trug weder Hut noch Turban. Der Zugführer schob die laute, aufgeregte Menge beiseite, die sich um den Mann geschart hatte, und sah ihn sich genau an; dann begann er zu winken und die anderen Passagiere in einer fremden Sprache anzuschreien. John war klar, dass er ihnen sagte, sie sollten wieder in den Zug einsteigen.

»Was ist los?«, fragte Johns Vater den Zugführer. Er war gerade mit Mrs. Knight und Azim angekommen.

»Nichts. Gar nichts. Wir können nichts tun. Er ist *paria* – unberührbar.«

»Ich verstehe«, sagte Mr. Knight.

»Wie bitte?«, meinte Mrs. Knight entrüstet. »Wir können doch nicht einen Verletzten einfach neben den Schienen liegen lassen.«

Mr. Knight zog seine Frau zur Seite. »Leslie, das verstehst du nicht. Das indische Kastenwesen ist sehr kompliziert – wir dürfen in ihren Glauben nicht eingreifen. Sie sind Hindus, weißt du?«

»Ich weiß nicht!«, protestierte Johns Mutter. »Aber ich weiß, dass ich als Christ und als Engländerin ...«

»Sie haben völlig Recht, Madam«, sagte eine ruhige Frauenstimme. »Würden Sie mir helfen?«

Zu Johns Erstaunen war die weiße Frau in dem blassblauen Sari dem Zugführer gefolgt und beugte sich nun zu dem Verletzten hinunter. Ihre Hände betasteten vorsichtig seinen Körper. »Es ist nichts gebrochen«, sagte sie. »Doch er hat sich den Kopf angeschlagen. Wir müssen ihn in den Zug bringen.«

»Miss Carmichael!«, entrüstete sich der Zugführer. »Das geht nicht!«

Die Frau tat, als hätte sie nichts gehört. »Würden Sie mir helfen?«, fragte sie wieder und sah Knights dabei an.

John verstand nicht ganz, was da vor sich ging, aber ihm gefiel die mutige Frau. »Ja, Ma'am!«, sagte er. Azim war schockiert und zog sich zurück. Widerstre-

bend half Sanford Knight seiner Frau, seinem Sohn und der Dame in dem Sari, den Verletzten aufzuheben und vorsichtig in einen Wagen der dritten Klasse zu legen. John versuchte, den Geruch des schmutzigen Körpers zu ignorieren.

Lauter Beifall kam von den Männern auf dem Zugdach, und John winkte ihnen als Antwort zu.

Als sie wieder zurück in ihrem Erste-Klasse-Abteil waren, sagte Johns Vater verstimmt: »Ich möchte nicht, dass meine Frau und mein Sohn sich in die Angelegenheiten der Inder einmischen. Ihr könnt ihre Probleme nicht lösen mit falschem Mitleid. Mein Auftrag hier als Beamter der britischen Regierung ist, das Land zu regieren und Ordnung hineinzubringen, aber die Eingeborenen sollen sich dabei um ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten selbst kümmern.«

»Ach Sanford«, sagte seine Frau, »sieh uns nicht so finster an. Es war nur christlich, was wir taten. Wir konnten den Mann doch nicht sterben lassen. Sag mal, ... wer ist eigentlich diese Carmichael?«

Mr. Knight seufzte. »Ich habe schon von ihr gehört – sie ist angeblich eine Unruhestifterin. Eine irische Missionarin, so hat man mir gesagt, die es ablehnt, sich der üblichen Formen von Mission zu bedienen. Stattdessen ist sie dazu übergegangen, indische Mädchen zu ›retten‹, die zum Tempel gehören oder so. Ich weiß nur, dass viele der heiligen Hindu-Männer sehr wütend auf sie sind.«

»Haben diese Mädchen keine Familie?«, fragte John. Er verstand immer noch nicht genau, was sein Vater meinte.

»Ich weiß es nicht. Und es interessiert mich auch nicht«, sagte sein Vater. Mr. Knight griff nach seiner offenen Zeitung. Er hatte genug von Miss Carmichael.

»Hm«, murmelte Mrs. Knight. »Ich würde sie gern kennen lernen. Jetzt bin ich neugierig. Es ist doch unfassbar, dass kleine Mädchen Eigentum eines Tempels sein sollen.«

»Ich würde sie auch gern kennen lernen«, dachte John. Er wollte besonders gern indische Jugendliche kennen lernen. Jungen wären gut, aber selbst indische Mädchen wären besser als eine langweilige englische Schule.

Eine Pfeife ertönte. Das braune Gras war in grüne Bäume und Büsche übergegangen. Dann tauchten die ersten roten Ziegeldächer von Ooty auf.

Verlängerte Ferien

Der Direktor der Kingsway-Schule für Jungen ließ sich nicht erweichen, er saß fest und un-nachgiebig in seinem Sessel hinter dem großen Schreibtisch.

»Was soll das heißen, Sie können John nicht einschulen, weil das Schuljahr bereits angefangen hat?« Die Adern in Mr. Knights Gesicht und an seinem Hals begannen anzuschwellen. John beobachtete ihn interessiert. Er wusste: Sein Vater war es gewohnt, dass man ihm seinen Willen erfüllte.

Knights waren direkt zu der Schule gegangen, als sie in Ooty angekommen waren. Sein Vater hatte Recht: Die Schule sah aus wie seine alte in Brighton in England, außer dass man statt des Ärmelkanals die Hügel der Westghats sah, die sich wie eine dunstige Wand in der Ferne erhoben. Jungen in Schuluniformen starrten ihnen neugierig nach und stießen sich gegenseitig an, als Knights den Korridor hinuntergingen. Im Büro des Direktors merkten sie recht bald, dass sie gegen eine Wand anrannten: den Direktor.

»Wir haben unsere Richtlinien, Mr. Knight«, sagte der kräftige Mann geduldig. Seine Goldrandbrille war ihm bis auf die Nasenspitze gerutscht. »Unser Winterhalbjahr fängt Mitte Januar an. Das ist jetzt vier Wochen her, wir sind also mittendrin. Für die Klasse, und ich glaube auch für John, wäre es störend, wenn er jetzt mit der Schule beginnt. Meine Empfehlung ist, dass sie bis zum Sommerhalbjahr warten.«

John, der versuchte, ordentlich auf dem unbequemen Holzstuhl zu sitzen, hielt den Atem an. Nicht zur Schule gehen? War es möglich, dass er noch ein paar Monate Zeit hatte, bevor er in dieses englische Gefängnis musste? Das würde ja bedeuten, dass er Indien kennen lernen konnte – das Indien, das draußen in den Hochebenen des Tinnevelly-Distrikts lag.

»Sanford ...«, sagte Johns Mutter und berührte ihren Mann sacht am Ärmel.

»Nicht jetzt, Leslie«, sagte Mr. Knight ungeduldig. Er blickte den Direktor finster an, dann ging er zum Fenster. »Das ist wirklich äußerst ungünstig, Mr. Bath. Ich habe meine Verpflichtungen, bin viel unterwegs. Ich hatte gehofft, dass John den Unterricht besuchen könnte, damit meine Frau mit mir fahren kann. Außerdem möchte ich nicht, dass er zu viel versäumt. Ist denn wirklich gar nichts zu machen?«

»Absolut nichts«, sagte der Direktor. »Da Sie jedoch schon mal hier in Ooty sind, könnten wir schon die nötigen Anmeldeformalitäten erledigen und John für das nächste Halbjahr vormerken. Dann wäre zumindest das getan.«

Gesagt, getan. Eine Stunde später, als sie wieder auf der Straße standen, hielt Mr. Knight eine *Tonga* an, ein zweirädriges Pferdefuhrwerk, und sagte dem Fahrer die Adresse »Willingdon House«. Während das Pferd zu diesem Gasthaus trabte, starrte er missmutig vor sich hin.

»Sanford«, versuchte es Mrs. Knight noch einmal, »vielleicht ist es ganz gut so. Auf diese Weise sind wir noch länger als Familie zusammen und können

uns besser in der Gegend zurechtfinden. Und vergiss nicht, ich bin Lehrerin; ich kann John in den meisten Fächern unterrichten.«

»Das stimmt, Vater«, sagte John. Bis jetzt hatte er wenig gesagt, um seine Freude, nicht zur Schule gehen zu müssen, nicht zu deutlich zu zeigen. »Ich werde mit Mama lernen; auf diese Weise versäume ich nichts.«

»Nun ja, es ist nicht dasselbe wie eine richtige Schule. Aber ich schätze, es bleibt uns nichts anderes übrig.«

Ihr Gepäck war bereits von Azim in das große, verwinkelte Gasthaus gebracht worden, das in einem Garten mit Steinpfaden und blühenden Büschen lag.

»Ist es hier schön!«, sagte Mrs. Knight. Sie nahm ihren *Topee* ab und ging durch die gut gelüfteten Wohn- und Schlafzimmer. »Lasst uns die Enttäuschung vergessen und unsere Ferien genießen.«

John fühlte sich ein wenig schuldig. Er war gar nicht enttäuscht, und er war ganz sicher, dass er die Ferien genießen würde!

Am nächsten Tag zog seine Mutter sich bequeme Kleider und Schuhe an, um mit John auf einen Erkundungsspaziergang zu gehen. Es gab viele Fußwege von Ooty hinauf zu den Hügeln. Sanford Knight wollte lieber in seinen Club gehen, um die neuesten Nachrichten zu erfahren.

»John, du bleibst bei deiner Mutter«, befahl er. »Bleibt auf den Wegen und geht nicht zu weit. Es gibt Schlangen und wilde Tiere in den Hügeln; man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Ja, Vater.«

Sie machten sich auf den Weg und ließen bald die Stadt hinter sich, als sie den steilen Berg hinaufgingen. Im Wald war es kühl und schattig unter dem Blätterdach der Bäume. »Oh, wie schön«, murmelte Mrs. Knight und blieb immer wieder stehen, um Atem zu schöpfen.

Sie gingen eine halbe Stunde, dann lichteten sich die Bäume, und ein Geräusch von Wasser war zu hören. Nachdem sie um die nächste Kurve gelaufen waren, standen sie vor einem Wasserfall. Am Fuß des Wasserfalls befand sich ein kleiner See, aus dem Felsen herausragten.

Es dauerte einen Moment, bis John merkte, dass sie nicht allein waren. Die Frau aus der Zahnradbahn saß auf einem Felsblock und beaufsichtigte einige Mädchen, die am Fuß des Wasserfalls im Wasser planschten. Sie trug wieder den blassblauen Sari und hielt eins der kleineren Kinder auf dem Schoß.

»Ah, Miss Carmichael«, hörte John seine Mutter sagen. Mrs. Knight näherte sich der Frau und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich hatte gehofft, Sie irgendwann zu treffen. Mein Name ist Leslie Knight, und das ist mein Sohn John. Übrigens, wissen Sie, ob es dem Mann, der von dem Zugdach gefallen war, wieder besser geht?«

Die Frau schüttelte Mrs. Knight die Hand und lächelte John freundlich zu. »Ich heiße Amy Carmichael. Möchten Sie sich nicht zu uns setzen? Wir genießen hier Gottes Schönheit, nicht wahr, Blossom?« Das Inderkind auf ihrem Schoß lachte glucksend und streckte sein rundes Ärmchen aus.



»Ich denke, der Mann wird gesund«, fuhr die Frau fort. »Er hat eine Gehirnerschütterung und ist jetzt bei uns im Gästehaus.«

»Ich muss zugeben, unser zufälliges Treffen gestern hat mich neugierig gemacht«, sagte Mrs. Knight. »Erzählen Sie mir mehr über sich und die Mädchen – wenn meine Bitte nicht zu aufdringlich ist.«

Amy Carmichaels Augen ruhten liebevoll auf den Mädchen, die ihre Röcke hochgerafft hatten und im Wasser planschten. Neugierige Blicke wanderten in

ihre Richtung. Miss Carmichael hatte braune, von Lachfältchen umspielte Augen und eine sonnengebräunte Haut. John schätzte sie auf mindestens vierzig.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen«, sagte die Frau. Plötzlich war sie schüchtern und zurückhaltend. »Wir leben außerhalb des Dorfes Dohnavur an einem Ort, den wir Dohnavur-Gemeinschaft nennen. Dort wohnen ich, einige Inderinnen, ein paar freiwillige Engländerinnen und viele Mädchen wie Blossom, die Gott von den üblen Praktiken der Hindutempel gerettet hat. Mrs. Hopewell, eine liebe Frau hier aus dem Ort, hat uns ihr Haus zur Verfügung gestellt, so dass wir uns hierher zurückziehen können. Gerade jetzt sind viele der Kinder in Dohnavur krank, darum habe ich diese Mädchen hergebracht, um dem Fieber zu entgehen.«

»Und jetzt«, meinte sie lächelnd, »erzählen Sie mir von sich.«

Mrs. Knight sprach kurz von ihrer nicht lange zurückliegenden Ankunft, der Stellung ihres Mannes als Richter in Palamcottah und ihrer Reise nach Ooty, um John in der Schule anzumelden.

»Aha«, sagte Miss Carmichael, als sie hörte, dass John mitten im Schulhalbjahr nicht zugelassen worden war. »Zweifelsohne bist du zutiefst enttäuscht darüber.« Sie zwinkerte John zu; er grinste. Er mochte Amy Carmichael, wer auch immer sie war.

»Sie sagen, Sie sind Lehrerin, Mrs. Knight?«, fuhr Miss Carmichael fort. »In Dohnavur werden Lehrer dringend gebraucht.«

»Oh, ich weiß nicht, ob ich unterrichten könnte«, sagte Johns Mutter. »Es ist alles noch so neu hier in Indien. Ich weiß außerdem noch nicht, wie es in Palamcottah sein wird und welche Verpflichtungen ich als Frau eines Regierungsbeamten habe. Und natürlich muss ich John unterrichten, bis er zum Sommerhalbjahr mit der Schule beginnen kann.«

John entfernte sich von den beiden Frauen und ging zum Wasserfall. Das Sprühwasser war kühl auf seinem Gesicht und seinen Haaren. Er fragte sich, ob die Mädchen, die dort unterhalb des Wasserfalls im Wasser spielten, Englisch sprachen. »Hallo«, rief er ihnen vom Ufer aus zu.

Die Mädchen im Wasser verstummten, legten die Handflächen aneinander und beugten den Kopf zu einem kleinen *Salaam*, einem Gruß.

John tat es ihnen nach und grüßte zurück. Die Mädchen fingen an zu kichern, hielten die Augen jedoch nach wie vor gesenkt.

John fragte sich, was er als Nächstes tun sollte. Wie konnte er ihnen klar machen, dass er mit ihnen Freundschaft schließen wollte, wenn er ihre Sprache nicht konnte? Da kam ihm eine Idee. Er setzte sich ans Ufer, zog Schuhe und Strümpfe aus und stieg ins Wasser. Es war eiskalt. Er ging ein paar Schritte vom Ufer weg; er wollte über die Steine und kleinen Felsen springen, die ab und zu aus dem Fluss ragten. Er wollte vor den Mädchen ein wenig angeben, rechnete jedoch nicht mit der Stärke der Strömung, und plötzlich rutschte er auf einem glatten Stein aus und fiel mit einem großen *Platsch* ins Wasser.

Bevor John begriff, wie ihm geschah, hatten einige kleine, starke Hände ihn gepackt und hochgezogen. In Windeseile waren die indischen Mädchen dann ans Ufer geklettert und rannten zu Miss Carmichael und seiner Mutter. Sie überließen es dem tropfenden John, allein aus dem Wasser zu kommen.



Es war ihm alles sehr peinlich. Das Einzige, was seine Mutter sagte, war: »Setz dich am besten in die Sonne zum Trocknen; im Wald ist es recht kühl.«

John setzte sich ein Stück entfernt auf einen Stein und zitterte vor Kälte in seinen nassen Kleidern; er sah aus wie ein begossener Pudel. Er konnte jedoch immer noch der Unterhaltung zuhören.

»Auf jeden Fall müssen Sie uns bald besuchen kommen«, sagte Amy Carmichael gerade. »Dohnavur liegt nur dreißig Kilometer südlich von Palamcottah. Bringen Sie John ruhig mit, wenn Sie möchten. Bei uns gibt es zwar keine Jungen – auch wenn Gott weiß, dass die Jungen in Indien genauso von den heidnischen Machenschaften gefangen sind wie die Mädchen. Eines Tages ... ja, eines Tages wird Gott auch dafür sorgen. Oh, außer Arul natürlich. Arul ist unser erster Junge, ein paar Jahre älter als John, denke ich. Er ist eine große Hilfe und ein großer Segen, und er hat unwahrscheinlich gelitten für seinen Glauben an Jesus. Er könnte John einiges zeigen ...«

John vergaß seine nassen Kleider. Oh, wenn er doch nur die Dohnavur-Gemeinschaft einmal besuchen und diesen Arul kennen lernen könnte! Aber ... würde sein Vater es erlauben? Es schien ihm nicht sonderlich zu gefallen, dass John sich für die Inder interessierte. Genauso wenig gefiel es ihm, dass man freundlich zu Amy Carmichael war, die sich wie eine Eingeborene kleidete, kleine Mädchen rettete und heilige Hindu-Männer verärgerte.

Dann aber fiel ihm ein, dass er ja seine Mutter auf seiner Seite hatte. Es war undenkbar, dass Leslie Knight sich damit zufrieden geben würde, mit anderen englischen Damen Tee zu trinken, wenn sich ihr stattdessen die Möglichkeit bot, das wahre Indien kennen zu lernen – und dabei sogar Kindern zu helfen.

Der bettelnde Elefant

Die Ferien in Ooty dauerten zwei Wochen. Das Wetter Ende Februar war sonnig und mild während des Tages, aber empfindlich kalt, sobald die Sonne hinter den Hügeln untergegangen war. An einem Tag nahm Mr. Knight seine Frau und seinen Sohn mit zu einem Polospiel auf dem Poloplatz von Ooty. Ein anderes Mal ritten sie auf gemieteten Pferden in die Hügel, aßen im Ooty-Club oder stöberten in der Nilgiri-Bücherei. Jeder Tag endete gewöhnlich mit einem Tee auf der offenen Veranda des Willingdon House.

John und seine Mutter genossen außerdem die Spaziergänge in die Berge, die sie mit Amy Carmichael und ihrer kleinen Bande unternahmen. (Mr. Knight machte sich nichts aus Spaziergängen, er zog die gediegenere Gesellschaft im Club vor.) Als die indischen Mädchen die Wege entlangsprangen, dachte John, dass sie wie Wildblumen aussahen mit ihren gelben, roten, blauen und grünen Bändern, die sie in ihr glänzendes, dickes schwarzes Haar geflochten hatten.

Die irische Missionarin und ihre Mädchen verließen Ooty wenige Tage vor den Knights. »Verzeihen Sie, dass ich so vorlaut frage, aber warum reisen Sie dritter Klasse?«, fragte Leslie Knight Miss Carmichael, als sie sich auf dem Bahnhof von Ooty verabschiedeten.

»Weil es keine vierte Klasse gibt«, lachte Amy Carmichael und schwang sich in die Zahnradbahn. Die

Mädchen schnatterten laut durcheinander und lehnten sich winkend aus dem Fenster, bis der kleine Zug nicht mehr zu sehen war.

Als sie zum Willingdon House zurückkehrten, fragte John seine Mutter: »Was hat sie eigentlich damit gemeint?«

Leslie Knight verjagte ein Insekt von ihrem Ärmel. »Ich weiß nicht genau. Sie glaubt anscheinend, dass es wichtig ist, alles so zu machen wie das indische Volk; zu leben, wie sie leben, und zu reisen, wie sie reisen. ›Wir sind alle eins in Jesus Christus‹, sagte sie zu mir. Ich glaube auch, dass das Geld knapp ist, wenn sie für so viele Kinder sorgen muss. Aber stell dir vor – dritter Klasse reisen auf diesen harten Bänken. Alles überfüllt und unbequem!«

John stimmte ihr im Stillen zu. Selbst in den Abteilen erster Klasse war die Fahrt nach Palamcottah anstrengend. Nachdem man mit der Zahnradbahn die Berge hinuntergefahren war, brauchte man noch mehrere Tage mit dem »normalen« Zug. An jedem Bahnhof schrien Wasserträger: »*Hindu tunni!*« oder »*Mussulman tunni!*« (»Wasser für Hindus beziehungsweise für Moslems«, erklärte Azim, ihr indischer Diener.) Auch Essen konnte man bei Straßenverkäufern bekommen, die Curry- und Reisgerichte direkt auf dem Bahnhof zubereiteten. Nachts klappte Azim eine Kojе herunter, auf der John schlief, während seine Eltern auf den gepolsterten Sitzen darunter schliefen.

Vom Bahnhof in Palamcottah wurden sie zu dem Haus des zuständigen Regierungsbeamten gebracht. Man holte sie mit *Palanquin* ab – Sesseln, die mit zwei

Stangen auf den Schultern von Indern getragen wurden, die nur *Dhotis* trugen, Lendenschurze, die um Hüften und Beine gewickelt und in der Taille festgesteckt waren.

In Palamcottah war es heißer als in Ooty, doch die Hitze war trocken und daher erträglich. Das Haus mit seinem Innenhof war offen und luftig. Bedienstete schienen aus dem Nichts zu kommen, um ihr Gepäck auszuladen, Wasser für ein Bad zu bringen, Tee auf der Veranda zu servieren und *Chits* zu überbringen – Briefe, die zwischen den Familien verschickt wurden, und einige Einladungen von den Frauen britischer Armeeangehöriger, die Mrs. Knight kennen lernen wollten.

»Brauchen wir wirklich so viel Personal, Sanford?«, fragte Mrs. Knight, als zuerst einer, dann andere Diener kamen, um kleine Dienste zu verrichten.

Mr. Knight lachte. »*Wir* brauchen sie nicht, aber *sie* brauchen es. Du wirst bald feststellen, dass das indische Kastenwesen schwieriger ist als jeder Handelsvertrag in England. Wenn ein Diener aus der Kaste der Bauern kommt, wird er sich um den Gemüsegarten kümmern, aber er wird niemals die Toiletten säubern – da muss man jemanden extra einstellen. Und auf diese Weise sind es schnell sehr viele.«

Wie ausgemacht, beschaffte Leslie Knight sich einige Schulbücher und begann, John zu unterrichten – drei Stunden an jedem Vormittag. Sie waren erst wenige Tage zurück in Palamcottah, als Sanford Knight eines Mittags beim Essen ankündigte, dass er nach Bangalore reisen musste, einer größeren Stadt in Südindien knapp fünfhundert Kilometer von der Küste entfernt.

»Ich fürchte, es wird einige Wochen dauern«, sagte er zu seiner Frau. »Ich würde dich gern mitnehmen, Leslie, aber John ist nicht in der Schule ... Nun, ich habe einfach keine Zeit, das Nötige noch zu organisieren, um euch beide mitzunehmen.«

»Ist schon in Ordnung, Sanford«, beruhigte ihn Mrs. Knight. »Wir kommen schon zurecht. John wird mit dem Unterricht weitermachen, und vielleicht können wir die Umgebung ein bisschen auskundschaften.«

John war enttäuscht, dass er nicht mitkommen durfte. Bangalore! Er war überzeugt, dass eine große Stadt bestimmt geheimnisvoll und aufregend sein würde. Dann bemerkte er, dass sein Vater weiter sprach.

»... möchte nicht, dass du allein losgehst, Leslie. Nimm immer einen Diener mit. Azim zum Beispiel. Ich lasse ihn hier bei euch und nehme einen anderen Diener mit.«

Zwei Tage später verabschiedeten sich Mrs. Knight und John von ihm, als er in einer zweirädrigen *Tonga* mit einem Diener und Gepäck zum Bahnhof von Palamcottah fuhr. Doch schon nach wenigen Tagen wurde John unruhig. Azim trieb ein altes Fahrrad für ihn auf, aber seine Mutter hatte Angst, ihn allein weiter wegfahren zu lassen.

Auch seiner Mutter war es langweilig. War der Unterricht beendet, gab es für sie recht wenig zu tun. Sie besprach die Mahlzeiten mit dem indischen Koch, kümmerte sich um den Blumenschmuck im Haus und empfing Besuche von gelangweilten Frauen britischer Armeeangehöriger, die die Frau

des künftigen Regierungsbeamten unbedingt kennen lernen wollten. Doch John wusste, wie unwohl seine Mutter sich bei den endlosen Plaudereien fühlte, die unweigerlich mit diesen Besuchen verbunden waren.

Dann kam eines Tages ein Brief von der Dohnavur-Gemeinschaft. »Er ist von Miss Carmichael, John!«, rief Mrs. Knight. »Sie lädt uns ein, sie in Dohnavur zu besuchen. Sie sagte ja, dass Dohnavur nur dreißig Kilometer von Palamcottah entfernt ist. Wir mieten uns eine Kutsche oder diese lustigen Stühle auf Stangen.«

»*Palanquins*, Mama.« John grinste.

»Und dein Vater wird einige Wochen nicht da sein. Das ist eine gute Gelegenheit, sie zu besuchen, denn ich glaube nicht, dass ihn das besonders interessiert. Außerdem können wir dabei den Tinnevelly-Distrikt besichtigen und die kleinen Dörfer kennen lernen.«

Mrs. Knight verlor keine Zeit. Sie schickte sofort ein Antwortschreiben nach Dohnavur, in dem sie ihren Besuch für den 10. März ankündigte. John hoffte, dass seine Mutter den Unterricht vergessen würde, aber dann sah er, wie sie die Bücher in die Tasche packte. Azim organisierte einen Zweispänner, der sie einen Teil des Weges fahren würde; dann mussten sie vor Ort etwas finden, was sie den Rest des Weges nach Dohnavur brachte.

Sie standen früh auf, doch der Koch ließ sie nicht eher gehen, als bis sie dem üppigen Frühstück, das er extra bereitet hatte, ausgiebig zugesprochen hatten: Papayascheiben, Haferbrei, Fischpastete, gekochte Eier,

Toast und Marmelade und natürlich Tee. John ließ die Fischpastete in seiner Serviette verschwinden, als er meinte, dass niemand es sah – es war nicht unbedingt das, was er sich zum Frühstück wünschte!

Die Kutsche kam ein wenig später. Geschäftig liefen die Diener mit dem Gepäck hin und her, um es im Fuhrwerk zu verstauen, dann halfen sie Mrs. Knight und John auf die Sitze. Azim kletterte nach vorn zu dem Fahrer.

Als die Pferde sich ihren Weg durch die überfüllten, schmutzigen Straßen von Palamcottah bahnten und dann über Land liefen, hatte John ein köstliches Gefühl von Freiheit. Die Mauern um den Hof ihres Hauses in Palamcottah engten ihn ein, sie schienen das richtige Indien draußen zu lassen. Doch jetzt führte die Straße ihn zu neuen ungeahnten Abenteuern.

Der Zweispänner ließ ein schlammiges Reisfeld nach dem anderen hinter sich, wo Bauern den Boden für die Aussaat im April und Mai vorbereiteten. Einige Bauern führten einen Pflug hinter einem Ochsen, andere benutzten roh gefertigte Handwerkzeuge, um die Furchen zu ziehen. John bemerkte, dass jedes Feld von einem kleinen Erdwall umgeben war. »Sie halten das Wasser auf den Feldern, wenn der Monsun kommt, junger *Sahib*«, erklärte Azim.

Die meisten Dörfer am Rande der Straße waren klein und arm. Zerlumpte Kinder rannten neben ihrem Gefährt her und schrien: »*Bakschisch! Bakschisch!*«, wobei sie die Hände offen hinstreckten und darauf warteten, dass man ihnen Geld hineinwarf. Azim rief ihnen etwas auf Tamil zu, und sie liefen auseinander.

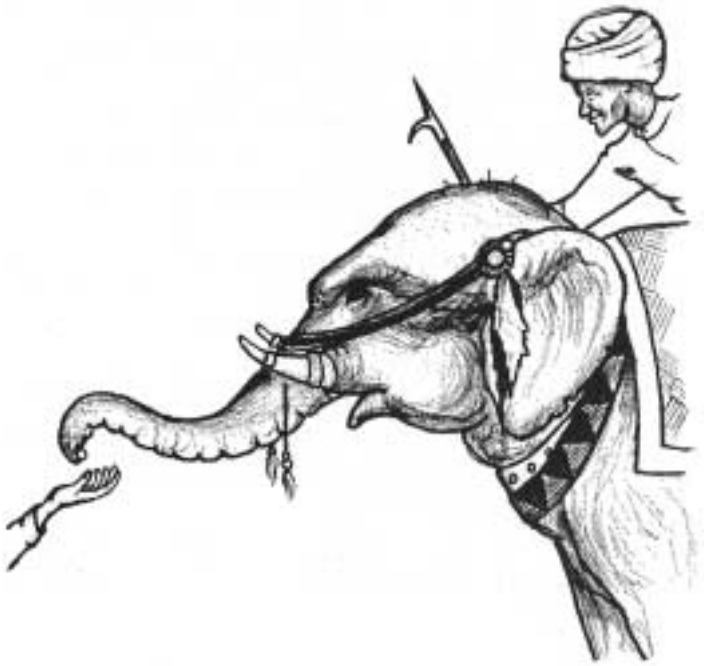
Frauen hockten an Feuerstellen mit Kochtöpfen vor ihren strohgedeckten Lehmhütten, oder sie trugen Wasserkrüge auf ihren Köpfen, wenn sie aus dem Dorf kamen.

Es war schon Nachmittag, als die Kutsche in einen größeren Ort namens Four Lakes kam. John bemerkte eine islamische Moschee mit ihren zwei Minaretten nicht weit von der goldenen Kuppel eines Hindutempels entfernt. »Die Kutsche muss vor Einbruch der Dunkelheit nach Palamcottah zurück«, sagte Azim. »Von hier aus sind es nur noch acht oder neun Kilometer bis Dohnavur. Wir können einen Ochsenwagen mieten.« In der Nähe des Marktplatzes kletterten Mrs. Knight und John aus dem Pferdefuhrwerk, und Azim bezahlte den Kutscher. Dann verschwand Azim auf dem Markt, um einen Ochsenkarren aufzutreiben.

Während sie auf Azim warteten, hörte John aufgebracht Stimmen aus dem Hindutempel. Ein schön geschmückter Elefant mit reich bestickten Bändern und Quasten kam auf sie zu. Kinder tanzten rufend und lachend gefährlich nah um seine riesigen Füße. Der Führer des Elefanten saß auf dem Hals und dirigierte ihn zum Marktplatz.

An einer Marktbude hielt der Elefant an und streckte seinen Rüssel hinein. John sah, wie der Verkäufer ihm etwas in den Rüssel steckte, was der Elefant seinem Führer nach oben reichte. Dann schwang der Rüssel zurück zum Verkäufer und blieb einen kurzen Moment auf dem Kopf des Mannes liegen.

Der Elefant kam näher, und plötzlich streckte er seinen Rüssel nach John und Mrs. Knight aus. John



hörte, wie seine Mutter einen leisen Schrei ausstieß; auch John bekam ein wenig Angst. Was sollte er tun? »*Bakschisch! Bakschisch!*«, schrien einige Kinder. John grub in seiner Tasche nach einer indischen *Four-Anna*-Münze und legte sie auf die feuchte rosa Spitze des Elefantenrüssels. Der Rüssel schwang nach oben; und als er wieder nach unten kam, glaubte John, er würde ihn zermalmen. Doch stattdessen ließ der Elefant ihn ganz sacht auf Johns Kopf ruhen wie zum Segen, dann trottete er weiter.

»Hindu-Elefant«, sagte Azim dicht an Johns Ohr. »Sammelt Geld für den Tempel.«

Die Furcht war verflogen, doch die Aufregung blieb. John fragte seine Mutter lieber nicht, ob es für einen englischen Christen richtig war, Geld für einen Hindutempel zu geben; er würde jedenfalls nie das Gefühl vergessen, wie der Elefantenrüssel auf seinem Kopf lag.

Azim hatte keinen Ochsenwagen gefunden, doch jetzt waren sie erst einmal hungrig. Der Diener packte das Essen aus, das der Koch ihnen mitgegeben hatte – Gemüsereis, eingewickelt in große grüne Bananenblätter, und Obst. Sie aßen mit großem Appetit, während sie auf ihrem Gepäck saßen, und schoben das Essen mit den Fingern in den Mund. Mrs. Knight fing an zu kichern, dann brachen sie und John in lautes Gelächter aus, so dass sie sich fast verschluckten. Wenn Sanford Knight sie jetzt sehen könnte!

Schließlich gelang es Azim, einen Ochsenwagen aufzutreiben, der eigentlich nicht mehr war als ein überdachter Karren mit zwei Ochs. Als sie Four Lakes verließen, um weiter nach Dohnavur zu fahren, begann sich die Nachmittagssonne bereits zu senken. Die Ochs liefen langsam, nur ungefähr fünf Kilometer in der Stunde. Eine Weile stiegen John und seine Mutter sogar aus und liefen neben dem Karren her.

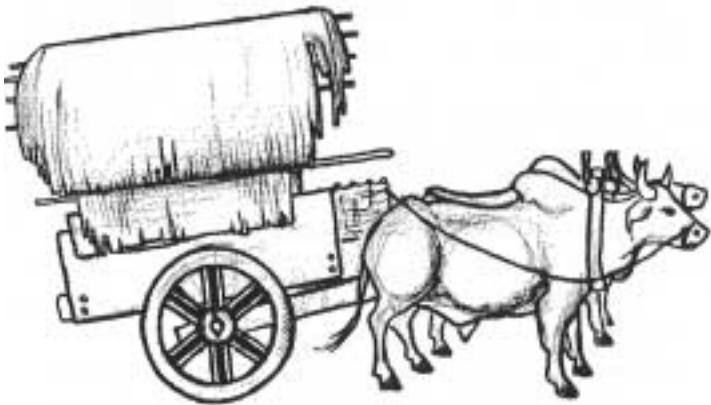
Als sie sich dem Dorf Dohnavur näherten, bemerkte John, dass ihnen ein junges indisches Mädchen folgte. Sie schien jedoch Angst zu bekommen, als sie sah, dass John in ihre Richtung blickte, und verschwand im Gebüsch.

»Hast du das Mädchen gesehen, Mama?«

»Nein. Wo denn?«, fragte Mrs. Knight geistesabwesend. John antwortete nicht. Das Mädchen war bereits fort.

In Dohnavur stieg Azim aus dem Karren, um nach dem Haus der irischen Missionarin zu fragen. John meinte, dasselbe Mädchen wiederzusehen, das sich nah an Azim hielt, der mit einem alten Mann schnell auf Tamil sprach. John sah das Mädchen genauer an. Sie war schätzungsweise zwölf Jahre alt und trug viele goldene Reifen an beiden Armen und an den Fußgelenken. Ihr Gesicht sah er jedoch kaum. Unruhig sah sie sich immer wieder um, als ob sie befürchtete, dass jemand sie sehen könnte, und außerdem hielt sie einen Zipfel ihres Tuchs vor Nase und Mund.

Der alte Mann deutete in westliche Richtung, und als John wieder hinsah, war das Mädchen verschwunden.



»Gleich hinter dem Dorf«, sagte Azim und kletterte wieder auf den Karren. Wie angekündigt, kamen sie am Ortsausgang an ein großes, von einer Mauer umgebenes Grundstück. Der Fahrer des Ochsenkarrens fuhr bis zu einem Torbogen aus Backstein. Auf einem kleinen Schild an der Innenseite des Torbogens waren lauter fremde Schriftzeichen; John nahm an, dass dort etwas auf Tamil stand. Darunter stand auf Englisch in unserer Schrift: »Dohnavur-Gemeinschaft«.

Sie waren am Ziel.

Hilfe!

Azim zog an dem Seil, und eine Türglocke erklang, während der Fahrer des Ochsenkarrens ihr Gepäck auslud. Kurz danach ging das Eisentor weit auf, und ein junger Inder begrüßte sie freundlich lächelnd.

»Mrs. Knight! John Knight! Herzlich willkommen! Ich bin Arul Dasan. *Amma* erwartet Sie schon.«

»*Amma?*«, flüsterte John verwundert zu Azim.

»*Amma* bedeutet auf Tamil ›Mutter‹«, sagte der Diener.

Arul sah aus wie achtzehn oder neunzehn, dachte John, als sie dem jungen Mann zu einem einstöckigen Haus mit einer großen Veranda folgten. Amy Carmichael saß mit einigen indischen Frauen auf dem Boden und fütterte ein einjähriges Kind mit den Fingern. Als die Gäste näher kamen, sprang Miss Carmichael auf, um sie zu begrüßen.

»Leslie! John! Ich freue mich so, dass ihr gekommen seid! Das ist ...?«

»Azim, unser ... äh, Diener«, sagte Mrs. Knight.

»Hier sind wir alle Diener!«, lächelte Miss Carmichael, wobei sie Leslie Knight umarmte, um die Verlegenheit zu überbrücken. »Kommt und esst mit uns.«

Sie stellte die anderen Frauen vor. »Sie sind unsere *Accals*, die großen Schwestern für die Kinder.« Die

Accals lächelten breit und grüßten mit aneinander gelegten Handflächen ihr freundliches *Salaam*.

Arul und John setzten sich mit ihren Tellern ein Stück weit von den Frauen entfernt auf die Stufen der Veranda. Azim nahm das Essen zwar an, aber er ging vom Haus weg, um seine Mahlzeit zu sich zu nehmen. John sah nach den anderen kleinen Häusern, die um das Lager herum gebaut waren. Alle Gebäude wurden tiefblau, als die Sonne sich im Westen rötete. Einige hatten rote Ziegeldächer, andere waren strohgedeckt, doch sie sahen viel stabiler aus als die, die sie auf dem Weg in den Dörfern gesehen hatten.

John fragte sich, wo die Mädchen waren ... da hörte er den Gesang der Kinder zu ihnen hinüberklingen.

Arul wies mit dem Kopf in die Richtung, aus der der Gesang kam. »Die Kleinen loben Gott.«

John schluckte den Rest Reis auf seinem Teller hinunter. »Arul«, sagte er, »wie bist du hierher gekommen? Du bist doch schließlich ein Junge ... ich meine, hier sind doch nur Mädchen.«

Arul grinste. »Ich hörte das Wort Gottes und wollte Jesus nachfolgen. Doch meine Familie war darüber sehr verärgert. Sie schlugen mich und drohten, mir Pfeffer in die Augen zu reiben. Deswegen bin ich zu Amma gekommen.«

»Wie alt warst du damals?«

»Zehn oder elf. Ich habe es vergessen.« Er grinste wieder. »Hier ist meine neue Familie. Ich arbeite, um Amma zu helfen, und sie lässt mich hier wohnen.«

John starrte in die Dämmerung. Es wurde immer dunkler. Einige Vögel zwitscherten noch in den

Tamarindenbäumen. Es war seltsam, dass jemand geschlagen wurde, bloß weil er Christ sein wollte. In England war jeder ein Christ ... zumindest gingen alle sonntags zur Kirche. Das erwartete man, wie man auch erwartete, dass man die Eltern und die britische Fahne ehrte. John glaubte an Gott, und natürlich wusste er, dass Jesus Gottes Sohn war ... aber was sollte das heißen – »Jesus nachfolgen«, so wie Arul es gesagt hatte? Wäre er bereit, Christ zu sein, wenn seine Familie ihm androhte, ihm deshalb Pfeffer in die Augen zu reiben?

Es klingelte.

»Es ist jemand am Tor«, sagte Arul und stand auf. »Wir erwarten niemanden. Ich frage mich, wer ...?« Schnell lief er zum Tor. John folgte ihm auf den Fersen.

Die Klingel ertönte eindringlich, und als Arul und John näher kamen, hörten sie das schwache Geräusch von Fäusten, die gegen das Gatter schlugen, und Hilferufe. Arul schob den Riegel zurück und zog das Tor nach innen auf. Ein angstgefülltes kleines Mädchen ging einen Schritt zurück, als ob sie befürchtete, geschlagen zu werden. Dann warf sie sich den Jungen zu Füßen und schluchzte immer wieder nur ein einziges Wort.

John starrte sie mit offenem Mund an. Es war das Mädchen, das ihnen auf dem Weg nach Dohnavur gefolgt war!

»Was sagt sie? Was will sie?«, fragte John schüchtern, als Arul sich zu ihr hinabbeugte und sie aufrichtete.

»Obdach. Sie will Obdach«, sagte Arul. »Schnell – mach das Tor zu!«

Hastig verriegelte John das Tor und lief hinter Arul und dem weinenden Mädchen her, die auf das Haus zugen, in dem Amy Carmichael und Johns Mutter mit den anderen indischen Frauen saßen. Als die Gruppe auf der Veranda sie hörte, gab Miss Carmichael das Baby an eine der *Accals* weiter und rannte die Stufen hinunter.

»Liebes Kind!«, sagte sie und zog das Mädchen dicht an sich heran.

»Komm, ist schon gut. Hier bist du sicher.«

Die »Mutter« der Dohnavur-Gemeinschaft brachte den unerwarteten Besuch auf die Veranda und hielt das Mädchen, obwohl es schon so groß war, auf ihrem Schoß. Die dunklen Arme des Mädchens schlangen sich fest um Miss Carmichaels Hals.

Arul tippte John auf die Schulter. »Komm. Wir sagen ›Gute Nacht‹. Gehen wir.«



John sah seine Mutter an; sie nickte ihm zu und lächelte, als wollte sie sagen: »Es ist schon in Ordnung. Geh ruhig mit Arul.« Er folgte dem neuen Freund also durch das dunkle Gelände. Nur der Mond schien hell.

Arul nahm ihn mit zu einem kleinen, strohgedeckten Haus mit einer Veranda aus Bambusrohr. Drinnen zündete Arul eine Laterne an. Es gab nur einen Raum, und der war fast leer, außer einem Schreibtisch, einem Stuhl, einem Regal in der einen Ecke und drei hölzernen Bettgestellen war nichts zu sehen. Es gab keine Matratzen, stattdessen waren Seile wie bei einer Hängematte durch die Gestelle gezogen.

»*Charpoy*«, sagte Arul und deutete auf die Holzgestelle. »Betten. Für dich, mich und Azim.«

Arul verschwand einen Augenblick und kam mit Johns Tasche zurück. »Azim sagt, er will lieber draußen schlafen.« Arul zuckte mit den Schultern.

Das *Charpoy* sah ziemlich unbequem aus, selbst als eine weiße Decke darüber gelegt war. Doch es war ein langer, ereignisreicher Tag gewesen, und im Handumdrehen war John fest eingeschlafen.

John erwachte am nächsten Morgen von dem Gesang der Vögel in den Tamarindenbäumen. Zuerst wusste er gar nicht, wo er war, doch dann erinnerte er sich an die Ereignisse des vergangenen Tages. Er war bei der Dohnavur-Gemeinschaft und teilte eine kleine Hütte aus sonnengebrannten Ziegeln mit einem indischen Jungen.

John setzte sich auf. Der Raum war leer. Schnell zog er sich an und lief hinaus in den hellen Sonnenschein. Azim wartete auf der kleinen Veranda auf ihn.

»Junger *Sahib*, deine Mutter wartet im Haupthaus auf dich«, sagte der Diener.

John hörte Kinderlachen. Er sah einige indische Frauen und größere Mädchen, die Kleinkinder und Babys auf einen Spaziergang mitnahmen. Entweder schoben sie einen Kinderwagen, in dem zwei oder drei Babys saßen, oder sie hielten sie an der Hand.

Leslie Knight und Amy Carmichael unterhielten sich auf der Veranda, als John und Azim kamen. »Ah, da bist du ja, John«, sagte Miss Carmichael. »Wir sprachen gerade über unsere gestrige Besucherin, und meine Idee betrifft dich auch. Nimm dir dein Frühstück und setz dich zu uns.«

Eine Platte mit Früchten in Scheiben, einige runde plätzchenartige Kuchen und eine Teekanne standen auf einem kleinen Tisch zusammen mit Tellern und Tassen. John bediente sich, dann setzte er sich zu seiner Mutter auf den Boden.

»Ich habe gerade deiner Mutter erklärt, dass dieses Mädchen offensichtlich aus einer gehobeneren Kaste stammt, und es könnte schwierig werden, sie sofort mit den anderen Mädchen zusammenzubringen. Ich kenne ihre Geschichte nicht – gestern Abend war sie zu erschöpft, um mir etwas zu erzählen. Aber ... hier ist sie ja!«

John hatte niemanden kommen hören, aber da stand das Mädchen mit seinem scheuen Lächeln auf dem Gesicht im Türrahmen. Miss Carmichael breitete die

Arme aus, und das Mädchen lief zu ihr hin. Sie schüttelte den Kopf, als man ihr etwas zu essen anbot, sie lehnte sich nur fest an Amy Carmichael.

»Komm, mein Kind«, sagte Miss Carmichael, »wir müssen mehr über dich erfahren.« Sie nahm die Hand des Mädchens in ihre eigene und sagte etwas auf Tamil. Das Mädchen antwortete schnell, das Lächeln auf ihrem Gesicht verschwand, und ihre Augen wurden wie die eines aufgeschreckten Rehs. Mehrere Male deutete sie nach Süden, dann zeigte sie auf John und seine Mutter.

Während die weiße Frau und das nussbraune Mädchen miteinander sprachen, beobachtete John das Mädchen. Ihr Gesicht war herzförmig und wurde von einer dicken pechschwarzen Haarpracht umrahmt, die zu einem Pferdeschwanz geflochten war. Sie trug diamantenbesetzte Ohrringe und eine goldene Halskette. Ihr zartrosa Sari war gold und grün eingefasst. Sie lief barfuß, trug aber wie am Tag zuvor goldene Reifen an ihren Knöcheln und an beiden Armen. Sie war das schönste Mädchen, das John je gesehen hatte.

Schließlich sagte Amy Carmichael, mehr zu sich selbst: »Wir werden dich Jewel nennen, denn Gott hat dich aus dem Schmutz gezogen und dich in das Reich des Lichts gebracht, und er sehnt sich danach, dein Herz zu reinigen, damit es für ihn leuchten kann.«

Dann wandte sie sich Mrs. Knight und John zu. »Jewel stammt aus der Kaste der Händler; ihr Vater, ein Witwer, war sehr wohlhabend. Doch letztes Jahr ist er gestorben und ließ Jewel in der Obhut ihres Onkels zurück. In seinem Testament hat der Vater sie als Erbin benannt. Sie sollte erben, sobald sie achtzehn

Jahre alt war oder wenn sie heiratet, was normalerweise früher geschieht. Ihr Onkel will das Geld haben, deswegen hat er organisiert, dass sie einen entfernten Verwandten von ihm heiratet – einen alten Mann von fünfzig Jahren!«

»Oh nein!«, rief Mrs. Knight. »Sie ist doch kaum älter als zwölf.«

Amy Carmichael schüttelte traurig den Kopf. »Wenn es nur verboten wäre! Aber in Indien sind Kinderbräute etwas ganz Normales – junge Mädchen von zwölf und dreizehn Jahren werden verheiratet und haben noch vor dem Alter von zwanzig Jahren Kinder. Wenn der Mann alt ist und stirbt, wird das Mädchen zur Witwe, und sie wird für den Tod ihres Mannes verantwortlich gemacht und als Hausklavin für den Rest ihres Lebens von seinen Verwandten missbraucht.«

»Sie ist uns gefolgt – seit Four Lakes, glaube ich«, sagte John. »Ich habe sie zweimal gesehen, bevor wir gestern hier ankamen.«

Miss Carmichael lächelte. »Ihr wusstet nicht, dass ihr sie zu uns geführt habt, doch das alles passt in Gottes Plan. Sie kommt aus Vallioor – das ist die Stadt mit der nächsten Post- und Telegraphenstation. Sie hat bloß von der weißen *Amma* gehört und von dem Haus, wo Kinder es gut hätten. Sie lief bis Four Lakes, als sie Weiße sah, die in einem Ochsenkarren fuhren. Sie beschloss, euch zu folgen, in der Hoffnung, dass ihr zu mir fahren würdet.«

In diesem Augenblick kam Arul zum Haus gerannt. »Amma! Am Tor ist ein Mann – er ist unglaublich

wütend. Er ist wegen des Mädchens hier!« Dann sagte er schnell etwas auf Tamil.

Die Wirkung, die seine Worte auf das Mädchen hatten, war furchtbar. Sie schrie auf und warf sich Amy zu Füßen. Miss Carmichael hob sie auf und beruhigte sie. Jetzt hörte John auch das wütende Geklingel am Tor.

»Arul, lass den Mann hereinkommen«, sagte Miss Carmichael ruhig. Sie zog das Mädchen zu sich auf die Bank, auf der sie saß, und legte beschützend den Arm um sie. Einige der indischen Frauen und Mäd-



chen scharten sich in einiger Entfernung zusammen, um das Geschehen zu beobachten.

Einen Augenblick später kam Arul mit einem Inder zurück, der energisch auf das Haus zulief. Er trug einen *Topi*, einen Stoffhut ohne Krempe, eine weite Jacke und eine enge Hose und hatte einen Stock in der Hand. Azim tauchte aus dem Nichts auf und stellte sich dem Mann in den Weg; auch Arul drehte sich auf den Stufen um und sah ihm ins Gesicht. Das Grüppchen auf der Veranda – Amy Carmichael, Jewel, Mrs. Knight und John – stand auf und trat dem Mann gegenüber. Jewel verbarg ihr Gesicht in Amys Hand.

Die Augen des Mannes wurden schmal, und sein Gesicht verhärtete sich. Er sagte etwas auf Tamil und zeigte auf Jewel.

»Was sagt er, Arul?« John war leise hinter Arul getreten.

»Er sagt, sie ist seine Nichte, und er ist ihr gesetzlicher Vormund, und sie soll sofort mit ihm nach Hause kommen.«

Miss Carmichael sagte zunächst nichts, drehte Jewel jedoch sanft herum und ermutigte sie, ihren Onkel anzusehen. Dann sprach sie ruhig auf Tamil mit dem Mann. Arul übersetzte leise für John.

»Amma fragt, ob das Mädchen verheiratet werden soll; der Onkel sagt ja, es sei alles besprochen ... Jetzt will Amma von Jewel wissen, ob sie verheiratet werden will.« John sah, dass Jewel ihren Kopf schüttelte und energisch ein einziges Wort sagte; auch ohne Tamil zu können, wusste John, dass es »Nein« bedeutete.

tete. »Jetzt fragt Amma Jewel, ob sie mit ihrem Onkel gehen möchte ... Jewel sagt ›Nein‹, sie möchte hier bleiben ... Der Onkel sagt: ›So? Sie ist nur ein Mädchen, es steht ihr nicht zu, etwas zu entscheiden.‹ ... Aber Amma sagt, es ist ihre Entscheidung; und sie wird hier bleiben.«

Der Onkel wurde wütend. Er fuchtelte mit seinem Stock erst vor Jewel, dann vor Amy Carmichael herum und ließ einen Schwall von Schimpfwörtern gegen sie vom Stapel. Azim ging einen Schritt auf ihn zu, und der Mann wich zurück. Noch ein paar wütende Ausdrücke und drohende Gesten, und er drehte sich um und ging zurück zum Tor.

»Was hat er gesagt?«, fragte Mrs. Knight atemlos, ihr Gesicht war plötzlich ganz weiß geworden.

»Er sagte, dass wir der Kindesentführung schuldig sind, und wir werden noch von ihm hören«, sagte Miss Carmichael.

»Arul, sieh bitte nach, ob das Tor verriegelt ist. Wir werden für eine Weile besondere Vorkehrungen treffen müssen.« Als Arul wegrannte, ging Amy hinüber zu den Mädchen, die das Ganze beobachtet hatten, und beruhigte sie: »Es ist alles in Ordnung, geht wieder an eure Arbeit.«

Amy Carmichael kam zurück zur Veranda und meinte: »Leslie, ich glaube, Gott hat dich und John gerade jetzt geschickt. Meine Idee ist folgende ...«

Karfreitag an Ostern

Amy Carmichaels Idee war ganz einfach: Sie schlug vor, dass Mrs. Knight und John einige Wochen blieben, um sich um Jewel zu kümmern. »Die *Accals* und ich, wir haben alle Hände voll mit den anderen Kindern zu tun – zurzeit haben wir über dreißig, und viele davon sind Babys. Jewel muss wegen ihrer Kaste besonders behandelt werden. Bis Gott diese Schranken durchbricht, sollten wir die Regeln der Kaste so weit wie möglich akzeptieren. Sie wird sich jedoch recht einsam fühlen, wenn sie nicht mit den anderen Mädchen zusammen sein kann. Sie braucht einen Gefährten. Außerdem ist es für den Fall einer Gefahr sehr nützlich, wenn Azim und John da sind, um Arul zu helfen.«

»Aber wir sprechen doch nicht einmal ihre Sprache!«, protestierte Mrs. Knight.

Amy lächelte. »Arul kann übersetzen, wenn nötig. Aber Liebe ist in jeder Sprache gleich.«

Mrs. Knight hatte viele Einwände. Sie wollten ursprünglich nur eine Woche bleiben. Was würde geschehen, wenn ihr Mann nach Hause käme, während sie noch weg waren? Was würde mit Johns Unterricht? Vernachlässigte sie nicht ihre Pflichten in Palamcottah?

»Deine Gründe sind einleuchtend, Leslie«, meinte Amy Carmichael. »Frag Gott. Er wird dir zeigen, was du tun sollst. Doch ich glaube, dass eure Ankunft an

demselben Tag, als Jewel herkam, mehr als ein bloßer Zufall ist.«

Später machten John und Mrs. Knight einen Spaziergang an dem Fluss, der an der Westseite durch das Lager floss. »Ich weiß nicht, was ich machen soll«, gestand seine Mutter.

John zuckte mit den Schultern. »Hier kannst du mich genauso gut unterrichten wie zu Hause, Mama.«

»Nun ... das stimmt eigentlich.«

»Und was würdest du in Palamcottah tun? Tee schlürfen mit der Frau des Colonels. Die Diener würden umherrennen und dir alles abnehmen außer dem Denken!«

Mrs. Knight lachte. »Wenn du es so siehst ...« Dann seufzte sie. »Aber ich mag nicht fort sein, wenn dein Vater heimkommt. Das wäre unfair.«

John hob einen Stein auf und warf ihn ins Wasser. »Schick Vater eine Nachricht. Frag ihn einfach, wann er heimkommt. Bis dann können wir doch wenigstens bleiben.«

»Du hast Recht.« Mrs. Knight schwieg einige Augenblicke. »Ich habe nie daran gedacht, nach Gottes Willen zu fragen, wenn ich eine Entscheidung treffen sollte. Ich meine, wir halten zwar die Gebote und gehen regelmäßig zur Kirche, aber ...«

»Aber Mama, du bist doch ein guter Christ!«

»Hm ... Vielleicht. Aber Amy Carmichael lebt so, als wäre Jesus Christus hier in Indien und sie einer seiner Jünger.«

Am Nachmittag sagte Mrs. Knight Amy, dass sie bleiben würden, bis ihr Mann von seiner Reise

zurückkäme. Miss Carmichael hielt sofort ein Gebetstreffen ab, um Gott zu danken und ihn zu loben. Azim wurde nach Vallioor zum Telegraphenamts geschickt, um eine Nachricht nach Palamcottah und eine andere zu Sanford Knight nach Bangalore zu telegraphieren. Jewel zog mit Mrs. Knight ins Gästehaus.

Die Tage bekamen langsam einen regelmäßigen Ablauf. Mrs. Knight unterrichtete vormittags ihren Sohn, während die Dohnavur-Mädchen in ihren Schulklassen waren. Jewel setzte sich zu Mrs. Knight und webte auf einem Handwebrahmen. Manchmal setzte sich auch Arul dazu, wenn er nach der Hausarbeit ein wenig Zeit übrig hatte. Dann hörte man im Schulzimmer im Gästehaus alle Sprachen durcheinander.

»Was heißt: ›Ich habe Hunger‹? ... ›Guten Morgen? ... ›Geh weg?«, wollte John beharrlich von Arul wissen. Die Versuche des englischen Jungen, Tamil zu sprechen, entlockten Jewel oft ein Kichern. Doch der »Sprachunterricht« interessierte das Mädchen, sie taute auf, und bald konnte auch sie ein paar englische Wörter.

Nachmittags half John Arul bei den Arbeiten am Haus und im Garten. *Amma* – wie jeder in Dohnavur Amy Carmichael nannte – wollte ein neues Beet anlegen, um der immer größer werdenden Dohnavur-Familie mehr Nahrung geben zu können. Arul und John verbrachten einige Tage damit, den Boden umzugraben und von Steinen zu befreien. Die älteren Mädchen konnte man oft in den anderen Beeten beobachten. Sie jäteten Unkraut zwischen den frischen,

grünen Trieben und begossen sie mit Wasser aus dem Brunnen, um die Erde feucht zu halten. Manchmal sah John sie auch, wenn sie zur Weberei oder in die Milchküche gingen.

Abends fand sich die »Dohnavur-Familie« im Gebetshaus zu Gottesdienst und Gebet ein. Diese Treffen wurden von Amy oder einer der älteren indischen Frauen geleitet. Zuvor lief John das Gelände mit Azim oder Arul ab, um sicherzugehen, dass die Tore geschlossen waren. Er mochte es, wenn die Mädchen sangen. Ihre klaren Stimmen schienen in die heiße, stille Luft aufzusteigen und wie ein Baldachin in den Blättern der hohen Palmen zu hängen.

Die Wochen gingen dahin; der März ging in den April über. Am Samstag vor Ostern gab Arul John einen Eimer mit einer dunkelbraunen Masse. »Heute sind die Kleinen nicht da. Die *Accals* haben sie auf einen Ausflug mitgenommen. Wir müssen einen neuen Fußboden im Kinderzimmer machen.«

Einen neuen Fußboden? Was meinte Arul bloß? John folgte ihm in eine der strohgedeckten Hütten, wo die Kleinsten untergebracht waren. Die wenigen Möbel und die Schlafmatten waren nach draußen gebracht worden. Arul zeigte John, wie man den feuchten Matsch auf dem Boden gleichmäßig mit einer Bürste verteilte.

»Was ist das für Zeug?«, fragte John. Es fühlte sich an wie warmer Schlamm.

»Kuhmist.«

»*Kuhmist?*«, John ließ die Bürste fallen und sprang auf. Sein Magen drehte sich ihm um, als er daran



dachte, dass er seine Hände in dieser Masse gehabt hatte. »Das werde ich nicht tun«, stammelte er und stolperte zur Tür. Das war zu viel. Es war eine Sache, den Garten für die Dohnavur-Gemeinschaft umzugraben und ihn von Steinen zu befreien, eine völlig andere jedoch, mit den Händen Kuhmist auf dem Boden zu verteilen. Er war hier schließlich Gast, und was er tat, tat er freiwillig!

Eine freundliche Frauenstimme ließ ihn zusammenfahren. »Gibst du mir deinen Eimer?«, fragte Amy Carmichael. Sie nahm ihn und ließ sich neben Arul auf Knie und Hände nieder und verteilte die dick-

flüssige Masse auf dem Boden. John errötete und sah verlegen von der Tür aus zu.

Als der Boden bedeckt war, richtete sich Amy auf und ging nach draußen. »In der Dohnavur-Gemeinschaft wird alle Arbeit, ob groß oder klein, sauber oder schmutzig, für Gott getan, John.« Sie lächelte, gab ihm den Eimer zurück und verschwand um die Ecke der Hütte.

John seufzte.

»Aber ... warum Kuhmist?«, fragte er schließlich Arul.

»Die Kuh ist ein sehr nützliches Tier.« Arul grinste. »Trockener Kuhmist ist ein gutes Brennmaterial, und wenn er getrocknet ist, riecht er auch nicht. Außerdem mischen wir frischen Kuhmist mit Wasser und streichen ihn auf die Fußböden. Wenn er getrocknet ist, wird er ganz weich – viel angenehmer als die harten englischen Böden! Er ist weich und warm in der kälteren Jahreszeit.«

John nahm Bürste und Eimer und folgte Arul zum nächsten Kinderhaus. Er versuchte, nicht darüber nachzudenken.

Nachdem beide Kinderhäuser einen neuen »Fußboden« bekommen hatten, wuschen sich die Jungen an einem der Brunnen; dann gingen sie zum Haupthaus. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zweispänner und seinen Fahrer, die auf dem Gelände standen. Ein großer, weißer Mann mit einem Sonnenhut stand auf den Stufen der Veranda und sprach mit Johns Mutter. »Vater!«, rief John, ließ den Eimer fallen und rannte die letzten Meter auf ihn zu.

Sanford Knight lächelte, schüttelte seinem Sohn die Hand wie einem Mann und schlug ihm auf die Schulter. »Ich sehe, du warst fleißig, John.«

John wurde blass. »Ich ... ich muss mich umziehen. Ich habe mich bei der Arbeit schmutzig gemacht.«

»Das sehe ich«, sagte sein Vater. »Zieh dich um; und dann komm, ich muss mit dir und deiner Mutter sprechen ... im Gästehaus, nicht wahr, Leslie?«

John zog sich geschwind in Aruls Hütte um und ging zu seinen Eltern. »Hast du meine Nachricht, wann ich nach Hause komme, nicht erhalten, Leslie?« fragte sein Vater gerade.

»Nein, Sanford, denn sonst wäre ich zurück in Palamcottah gewesen. Hier muss man die Post immer in Vallioor abholen. Wahrscheinlich ist deine Nachricht jetzt dort. Es tut mir wirklich Leid, dass du den ganzen Weg wegen uns hast fahren müssen.«

»Und was ist das für eine Geschichte, dass du hilfst, ein Mädchen zu versorgen, das von zu Hause fortgelaufen ist – Jewel heißt sie, nicht? Wirklich, Leslie! Du weißt genau, was ich davon halte, sich in die Familienangelegenheiten von Indern einzumischen.«

»Ich weiß, Sanford. Aber es ist etwas anderes, wenn dir ein Kind in die Arme läuft, weil es schreckliche Angst davor hat, mit einem Mann verheiratet zu werden, der fünfmal so alt ist wie sie.«

Sanford Knight runzelte die Stirn. »Miss Carmichael meint es gut, Leslie, aber ihr Handeln hat rechtliche Folgen. Ich möchte nicht, dass meine Frau und mein Sohn gegen das Gesetz verstoßen. Schließlich bin ich

der neue Regierungsbeamte für den Tinnevelly-Distrikt!«

John setzte sich auf die Stufen der Veranda, während sich seine Eltern unterhielten. Vielleicht hatte sein Vater ja Recht ... so weit hatte er nicht gedacht, dass sie gegen das Gesetz verstoßen könnten. Was wohl mit Jewel passierte, wenn sie fort waren? Er wusste schon jetzt, dass er die Dohnavur-Gemeinschaft vermissen würde.

Azim jedoch war sichtlich erleichtert darüber, dass sie nach Hause zurückkehrten. Seiner Meinung nach war an diesem Ort alles zu sehr durcheinander. Weiße Frauen und Jungen erledigten die Arbeiten von Dienern; die Diener wurden eingeladen, sich zu allen anderen zu setzen und mitzuessen, es gab keine Kastenunterschiede. Er beklagte sich oft bei Arul darüber.

Sanford Knight war damit einverstanden, bis nach der Osterfeier am nächsten Morgen zu warten. Kurz vor Sonnenaufgang gingen die drei Knights mit Jewel, die sich traurig an Leslie klammerte, zum Haupthaus, wo die Mädchen und ihre *Accals* versammelt waren.

»Er ist auferstanden!«, begrüßten sich die Leute auf Englisch und Tamil.

»Er ist wirklich auferstanden! Halleluja!«, kam die Antwort.

Alle zusammen marschierten sie die Wege entlang um die Schule und die Mädchenhäuser, durch die Backsteintörchen, die das Gelände in einzelne Abschnitte unterteilten, bis zum Gottesgarten.

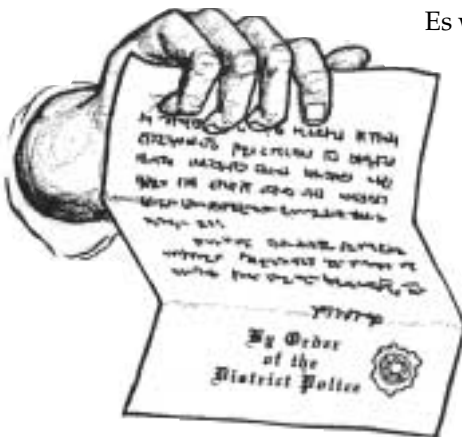
»Warum heißt er so?«, fragte John Arul.

»Die Babys, die krank waren und gestorben sind, werden hier begraben. Wir haben keine Grabsteine, nur Blumen und Bäume. Die Babys sind im Himmel – im Garten Gottes.«

Im Garten stimmte Amy Carmichael Osterlieder auf Englisch und Tamil an. Die Sonne ging rot und strahlend auf und tauchte den Himmel in rosa leuchtendes Licht. Die Vögel fingen an, fröhlich zu zwitschern. War es so an dem Tag gewesen, als Jesus aus dem Grab auferstand?

Schließlich gingen sie zurück zum Haupthaus zum Osterfrühstück. Jewel schüttelte den Kopf, als man ihr etwas zu essen anbot; sie würde später essen. Als sie auf dem Boden saßen und das frische Obst und das Brot zu sich nahmen, das extra dafür gebacken worden war, läutete die Klingel am Haupttor. Arul ging hin, um zu öffnen.

»Wahrscheinlich unser Fuhrwerk«, meinte Johns Vater. »Ich habe dem Fahrer gesagt, er soll frühzeitig hier sein.«



Es war jedoch nicht der Fahrer. Mit festem Schritt liefen zwei Männer hinter Arul her. Einer von ihnen war Jewels Onkel, der andere ein indischer Polizist.

Amy Carmichael trat ihnen entgegen. Leslie Knight legte schützend den Arm um Jewel, die vor Angst zitterte.

Jewels Onkel hielt Amy ein Papier entgegen und sagte höhnisch grinsend ein paar Worte auf Tamil. John hörte, wie Arul heftig zu atmen begann. »Polizeibefehl«, sagte Arul tonlos zu den Knights. »Jewel muss mit ihrem Onkel gehen.«

Amy wollte gerade etwas sagen, als Sanford Knight aufstand und neben sie trat.

»Miss Carmichael«, sagte er, »ich weiß, dass ich hier nur Gast bin. Aber ich bin auch Regierungsbeamter des Tinnevelly-Distrikts. Und ich muss Ihnen sagen, dass Sie kein gesetzlich festgeschriebenes Recht haben, das Mädchen hier zu behalten, auch wenn ihre Situation noch so schlimm sein mag. Auf Verweigerung eines Polizeibefehls steht Gefängnis.«

»Um mich geht es nicht«, sagte Amy ruhig.

»Aber Sie müssen an alle anderen Menschen denken, die sich in Ihrer Obhut befinden. Wenn Sie möchten, können Sie vor Gericht Widerspruch einlegen und einem Richter die Entscheidung überlassen.«

Alle schwiegen. Nur die Vögel in den Tamarindenbäumen setzten ihr Konzert fort. Dann ging die »Mutter« von Dohnavur langsam zu Jewel hinüber und beugte sich zu ihr hinunter. Erst sprach sie einige Worte auf Tamil, dann auf Englisch. »Jewel, auf dem Papier steht, dass du mit deinem Onkel gehen musst. Aber wir werden kämpfen. Ich werde zum Gericht gehen und fragen, ob du nach Dohna-

vur kommen kannst – für immer. In der Zwischenzeit wird dein Freund Jesus bei dir sein.«

Als der Onkel merkte, dass niemand ihn aufhalten würde, ging er zu Jewel und packte sie hart am Arm.

Plötzlich begann Jewel zu schreien und um sich zu treten. Der indische Polizist packte sie am anderen Arm, und die beiden Männer liefen zum Tor, halb trugen sie das Mädchen, halb zerrten sie es hinter sich her. John hörte, wie Amy leise sagte: »Hab Erbarmen, Herr«, und seine Mutter brach in Tränen aus. Unwillkürlich machte John einen Schritt, aber sein Vater legte ihm eine Hand auf die Schulter, um ihn zurückzuhalten. Hilflos musste er zusehen, wie die drei durch das Tor verschwanden. Jewels laute Schreie und Schluchzer waren jedoch noch lange zu hören.

John riss sich los und lief schnell weg. Heiße Tränen brannten in seinen Augen. Ostern? Auferstehung? Für ihn war es eher wie eine Kreuzigung.

»Swami-Liebling«

Die Stimmung auf der Heimfahrt nach Palamcottah war sehr gespannt. John wusste, dass sein Vater wahrscheinlich Recht hatte – dem Gesetz nach zumindest. Aber es war *falsch*, einfach dazustehen und zuzusehen, wie dieser böse Mensch Jewel gegen ihren Willen mitnahm.

Seine Mutter weinte während der ganzen Fahrt. »Ist ja schon gut, Liebes«, versuchte Sanford Knight sie zu trösten. »Du kannst nicht alle Mädchen retten, deren Verwandte eine Kinderehe organisieren. Natürlich, ich gebe zu, es ist eine üble Sache, aber es ist erlaubt.«

»Dann ändere das Gesetz!«, schluchzte seine Frau. Sie schnaubte in sein Taschentuch. »Es tut mir Leid, Sanford. Ich weiß, es ist nicht dein Fehler; du bist nur Regierungsbeamter. Und wenn es tausendmal erlaubt ist, ein Kind zu dieser Sklaverei zu zwingen ... es ist trotzdem *Sünde!*«

Der Mai war heiß und trocken, wie es schlimmer nicht hätte sein können, mit Temperaturen über vierzig Grad. Mr. Knight wollte seine Frau und John nach Ooty schicken, damit sie der Hitze entkommen könnten, aber Leslie Knight lehnte ab, weil die Familie ihrer Ansicht nach schon zu lange getrennt war. John sollte im Juni mit der Schule beginnen; dann würden sie nach Ooty reisen.

Der Monsunregen kam rechtzeitig im Juni. Die Menschen tanzten auf den Straßen, als die Reisfelder sich

mit Wasser füllten und die Erde aufschwemmte. Doch das Reisen wurde dafür umso schwieriger; auch für die Knights, die zur Kingsway-Schule für Jungen in Ooty unterwegs waren. Die Zugabteile mussten fest verschlossen bleiben, und die feuchte Hitze war erstickend, auch in der ersten Klasse. Als sie jedoch in die Zahnradbahn umstiegen, um die Nilgiri-Hügel hinaufzufahren, lehnte John sich aus dem Zugfenster und ließ die kühlere feuchte Luft an sein Gesicht.

Die Zahnradbahn war überfüllt von Jungen, die zur Schule zurückfuhren, und ihren Eltern. John sah sich um. Ob er wohl mit einem von ihnen Freundschaft schließen konnte? In Palamcottah war er einsam gewesen, ihm fehlte Aruls Freundschaft, auch wenn der indische Junge einige Jahre älter war. John seufzte. Jetzt war Schule an der Reihe, und er musste das Beste daraus machen.

Ihm wurde zusammen mit zwei anderen Jungen aus seiner Klasse ein Zimmer zugewiesen.

Die Jungen begrüßten sich freundlich und belegten ihre Betten. »Du bist der Neue, nicht?«, fragte ein großer, schlaksiger Junge. »Ich bin Jim, und das ist Torry. Ire!« Jim gab dem rothaarigen Torry einen freundschaftlichen Rippenstoß.

»Ist Ooty nicht zum Heulen?«, meinte Torry. »Klar, wir haben Schule, aber das ist immer noch besser als der Monsun draußen auf dem Land. Ein einziges Dampfbad!«

»Und besser, als immer die ganzen Wamis zu sehen«, sagte Jim.

John war verwirrt. »Wamis? Meinst du *Swamis*, die Hindu-Heiligen?«

Jim lachte. »Swamis, Wamis, ist doch ganz egal. Alle diese Eingeborenen und ihre hässlichen Götter. Da bekomme ich immer eine Gänsehaut. Man weiß nie, was die denken.«

John schwieg. Er wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Schließlich meinte er: »Nicht alle Inder sind Hindus oder Moslems; einige sind auch Christen.«

»Oder behaupten es zumindest«, sagte Jim, »nur um besser mit den Engländern zurechtzukommen.«



»Nein, wirklich«, sagte John. »Ich habe einen Freund – er heißt Arul Dasan. Er wurde Christ, und seine Familie hat gedroht, ihm Pfeffer in die Augen zu reiben.«

»Siehst du?«, sagte Torry. »Total barbarisch. Diese Leute sind alles andere als zivilisiert.«

John kniff den Mund zusammen. Die Unterhaltung nahm eine Richtung an, die ihm überhaupt nicht zusagte. Er begann, geschäftig seine Bücher auf das Regal über seinem Schreibtisch zu stellen.

»He, wer ist dieser Arul?«, fragte Jim beharrlich weiter. »Ist er dein Freund? Wie hast du ihn kennen gelernt?«

»Bei der Dohnavur-Gemeinschaft«, antwortete John einsilbig und stopfte seine Koffer unter das Bett. »Meine Mutter und ich waren einen Monat dort. Wir haben geholfen, für ein Mädchen zu sorgen, das als Kind verheiratet werden sollte.« Als diese Worte heraus waren, tat es John bereits Leid, dass er überhaupt etwas gesagt hatte.

»Oooh, ein Mädchen.« Torry pfiff durch die Zähne.

John richtete sich auf und verließ das Zimmer. Er musste hinausgehen, bevor er etwas sagte, was er später bereuen würde.

»He, geh doch nicht gleich«, lachte Jim. »Es ist nur so, dass wir noch nie einen Zimmerkameraden hatten, der in eine Swami verliebt ist.« Und die beiden Jungen schlugen einander munter lachend auf die Schultern, als John in den Flur flüchtete.

Traurig lockerte John seine Kingsway-Krawatte und steckte die Hände tief in die Taschen seiner Jacke,

während er die Treppen hinunter in den ersten Stock ging. Er lief zum Schulsekretariat und bat um ein Gespräch mit dem Direktor. Nach einer Viertelstunde wurde er in das Büro gerufen.

»Hm, du bist der junge Knight, nicht?«, fragte Mr. Bath, der Direktor.

»Ja, Sir.«

»Alles in Ordnung?«

»Ja, Sir. Ich denke schon. Welche Sprachen werden hier angeboten?«

»Nun, alle klassischen Sprachen natürlich: Latein, Griechisch; dann Französisch, Deutsch, ...«

»Keine indischen Sprachen? Tamil zum Beispiel?«

Der Direktor sah John verwundert an. »Indische Sprachen? Die werden hier kaum gebraucht. Die meisten Inder in gehobeneren Positionen sprechen hierzulande Englisch.«

»Aber nicht das normale Volk, Sir. Ich weiß, dass es in Indien viele Sprachen und Dialekte gibt, aber Tamil ist am meisten verbreitet in Südindien, wo mein Vater als Regierungsbeamter arbeitet. Ich möchte gern Tamil lernen.«

Der Direktor runzelte die Stirn und trommelte mit einem Bleistift auf das Pult. »Interessant ... interessant. Ich fürchte nur, ich kann dir nicht helfen. Hier in Kingsway haben wir keine indischen Lehrer. Englisch für Engländer, indisch für Inder. Aber ...« Mr. Bath erhob sich und blickte aus dem Fenster über die Stadt Ooty, die am Fuß der Nilgiri-Hügel lag. »Es

gibt einen jungen indischen Rechtsanwalt, der Englisch und Tamil spricht und der in Ooty lebt. Er könnte es dir vielleicht beibringen. Hier ...«

Der Direktor kritzelte einen Namen auf ein Stück Papier und gab es John. Dann warnte er ihn: »Tamil lernen ist ein Hobby. Es muss in der Freizeit gemacht werden, die hier in Kingsway sehr knapp bemessen ist. Sobald ich höre, dass du deine regulären Studien vernachlässigst, wirst du aufhören. Verstanden?«

John nickte und verließ das Zimmer mit dem Zettel in der Hand. Er las den Namen: Mr. Rabur, Woodcock Lodge. Er steckte den Zettel ein und schwor sich, niemals seinen Sprachunterricht gegenüber Jim und Torry zu erwähnen.

John hatte viel zu tun mit seinem Unterricht in Kingsway und konnte daher seine Eltern, die eine Woche im Willingdon House Urlaub machten, erst am Samstag sehen. Nach dem Abendessen im Ooty-Club lehnte er es ab, in der *Tonga* zurückzukehren. Er wollte lieber zu Fuß gehen.

Woodcock Lodge war nicht weit vom Club entfernt. Es war ein Haus mit mehreren Einzimmerwohnungen, wo allein stehende Männer lebten, die in Ooty arbeiteten. Mr. Rabur war ein wenig überrascht, dass ihn ein englischer Schuljunge aufsuchte, doch es schien ihm zu gefallen, dass John Tamil lernen wollte.

»Höchst ungewöhnlich, junger *Sahib*«, meinte der indische Rechtsanwalt. »Ich fühle mich geehrt. Was



sagst du? Sonntagnachmittag? Das reicht nicht. Tamil ist eine schwierige Sprache. Du wirst auch während der Woche lernen müssen.«

»Ja, Sir«, lächelte John. »Ich werde fleißig sein.«

John kam eigentlich ganz gut mit Jim und Torry aus trotz ihrer ständigen Neckereien. »He, Swami-Liebling, wir brauchen für das nächste Fußballspiel einen Tormann.« »Ah, Swami-Liebling hat einen Brief bekommen! Bestimmt von seiner Eingeborenen.«

Der fragliche Brief war von seiner Mutter. Sie hatte ihn am 2. Juli 1909 geschrieben:

Mein lieber Sohn,

wegen des Regens halten wir uns die ganze Zeit drinnen auf. Ihr auch, nehme ich an. (Das ist auch besser zum Lernen!) Doch leider ist bestimmt auch euer Fußballplatz ein einziger Sumpf. Aber mach dir nichts daraus, spiel trotzdem.

Ich habe Neuigkeiten von Miss Carmichael. Sie hat eine Bittschrift beim Gericht eingereicht, um das Sorgerecht für Jewel zu bekommen, bis ein Gericht sich wirklich um die Lösung des Problems kümmern kann. Dein Vater meint, es sei ein hoffnungsloses Unterfangen. Vielleicht hat er Recht; sie sucht jedenfalls verzweifelt einen gleich gesinnten Rechtsanwalt ...

Rechtsanwalt! John ging der Brief seiner Mutter nicht aus dem Kopf, und als er das nächste Mal zur Tamil-Stunde zur Woodcock Lodge ging, nahm er ihn mit. Obwohl er Mr. Rabur erst wenige Wochen kannte, erzählte er dem jungen indischen Anwalt die ganze Geschichte von Amy Carmichael, der Reise nach Dohnavur und Jewel, die am Tor um Hilfe geschrien hatte, und wie ihr Onkel sie am Ostersonntag weggezerrt hatte.

Mr. Rabur hörte schweigend zu. Als John mit seinem Bericht fertig war, sagte er: »Hm ... Ein interessanter Fall.«

John wurde mutiger. »Können Sie Miss Carmichael helfen, Mr. Rabur? Ich weiß zwar nicht, wie ich Sie bezahlen soll, aber ...?«

Der indische Anwalt stand am Fenster seines Wohnzimmers und beobachtete die Wolken, die die Hügel in einen dichten Schleier hüllten. »Nächste Woche muss ich nach Palamcottah. Ich kann mich nach dem Fall erkundigen; dann sehe ich, was ich tun kann. Aber, junger *Sahib*, ich will nichts versprechen.«

John lächelte. Er flog förmlich aus dem Zimmer, als der Unterricht zu Ende war ... und lief Jim und Torry direkt in die Arme, die draußen auf dem Fußweg standen.

»Was ist denn das?«, tönte Jim. »Unser Freund verschwindet jeden Sonntagnachmittag auf geheimnisvolle Weise – und wo trifft man ihn? In einem Wohnhaus von Eingeborenen.«

»Ein Mädchen, Mr. Knight? Haben Sie eine Verabredung?«, stichelte Torry.

»Sehr witzig«, sagte John und lief eilig zurück zur Schule. Er wollte den beiden nicht erklären, dass er bei Mr. Rabur Tamil-Unterricht hatte. Aber die beiden Jungen ließen ihn den ganzen Weg lang nicht in Ruhe, bis John schließlich sagte: »Mein Vater ist Regierungsbeamter, klar? Ich habe von meiner Mutter einen Brief über irgendwelche rechtlichen Fragen bekommen. Sie hat mich gebeten, das einem Anwalt hier in Ooty zu geben. Und das habe ich gerade getan.«

Das war zwar nicht ganz die Wahrheit, aber mehr brauchten die anderen nicht zu wissen.

»Oh, interessant, interessant. Warum hast du das nicht gleich gesagt?«, sagte Jim. Er wuschelte John durch die Haare und rannte mit Torry lachend weg.

John seufzte. Manchmal waren Jim und Torry ja ganz in Ordnung, aber er wünschte, er hätte ein paar echte Freunde.

Am nächsten Sonntag war Mr. Rabur in Palamcottah, John musste also zwei Wochen warten, bevor er Neues erfuhr. Endlich war es so weit. Er lieh sich das Fahrrad eines Klassenkameraden und fuhr im strömenden Regen durch die Straßen von Ooty zur Woodcock Lodge. Langsam hatte John den Monsun satt – auch wenn es »wie zu Hause« im regnerischen England war.

»Komm herein, junger *Sahib!*«, lächelte Mr. Rabur.
»Du wirst dich am Feuer trocknen wollen.«

John nahm gern eine Tasse heißen Tee, die ihm angeboten wurde, und streckte seine nassen Füße zum Kamin in Mr. Raburs Wohnzimmer. Dann fragte er:
»Hatten Sie Erfolg in Palamcottah?« – perfekt auf Tamil.

Mr. Rabur warf den Kopf zurück und lachte. »Donnerwetter! Du warst ja fleißig. Ich bin stolz auf dich. Ja, ich habe einige Neuigkeiten für dich.«

Der junge indische Anwalt war zum Büro des Regierungsbeamten in Palamcottah gegangen und hatte einen Termin mit Miss Carmichael vor der Anhörung ausgemacht und ihr kostenlos seinen Dienst angeboten – »als Gefallen für einen Freund«, so sagte er. »Bei der Anhörung dann ...«

»War mein Vater da?«, unterbrach John. »Er ist künftig der Regierungsbeamte in Palamcottah.«

»Nein ... es war ein älterer Herr, der in diesem Jahr in den Ruhestand gehen soll«, sagte Mr. Rabur.

»Gut«, meinte John. »Fahren Sie fort.«

Bei der Anhörung hatten beide Anwälte die Anliegen ihrer Klienten vorgebracht. Der andere Anwalt hatte gesagt, sein Klient wäre der gesetzliche Vormund seiner Nichte, und die Heirat wäre abgesprochen. Mr. Rabur hatte gesagt, dass dieses Kind sich energisch gegen die Heirat gewehrt hatte und weggelaufen war. Sie wollte bei der Dohnavur-Gemeinschaft leben und zur Schule gehen. Seine Klientin, Miss Carmichael, bat das Gericht um das Sorgerecht für eine gewisse Zeit, bis die Angelegenheit von dem Gericht entschieden werden konnte. Mr. Rabur argumentierte, dass auch die Interessen des Kindes mit berücksichtigt werden sollten, und dieses Sorgerecht auf Zeit würde auch erlauben, dass ein richtiger Gerichtsfall vorbereitet werden könnte – und zwar von beiden Seiten. Wenn das Kind bei dem Onkel bliebe, was würde verhindern, dass die Hochzeit stattfand, bevor das Gericht entschieden hatte?

»Ich freue mich, dass zugunsten von Miss Carmichael entschieden wurde – einstweilig«, sagte Mr. Rabur.

»Wirklich?«, fragte John. »Jewel ist mit Miss Carmichael nach Hause gegangen? Klasse!«, rief John.

»So einfach war es nicht«, dämpfte Mr. Rabur. »Da noch nichts fest entschieden ist, musste unterschrieben werden – auf Wunsch der Verwandten –, dass Jewel die Gesetze der Kaste nicht bricht. Das heißt also, dass sie nicht mit Leuten essen darf, die nicht aus ihrer eigenen Kaste kommen, und außerdem, dass sie die Religion nicht wechseln darf. Das wurde

in einem so genannten *Jadast*, einer amtlichen Übereinkunft, aufgeschrieben.«

John schauderte. »Sie wird also allein essen müssen; sie ist die Einzige aus ihrer Kaste in Dohnavur. Und – entschuldigen Sie bitte, Mr. Rabur, aber – es ist schwierig, in der Dohnavur-Gemeinschaft zu sein und nicht Christ sein zu wollen.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, junger *Sahib*«, lächelte Mr. Rabur. »Auch ich folge Jesus. Aus diesem Grund habe ich auch Miss Carmichael angeboten, ihr bei den Schwierigkeiten beizustehen, die auf sie zukommen.«

Feuer!

Mitte Oktober wurde die Schule für die »Winterferien« geschlossen. John kümmerte sich allein um seine Zugfahrt von Ooty nach Palamcottah. In der »kalten« Jahreszeit fielen die Temperaturen auf zwanzig bis fünfundzwanzig Grad in den Ebenen, und die reifen Reisfelder wiegten sich sanft im Wind.

Nach vier Monaten im sehr englischen Ooty hatte John fast vergessen, wie überfüllt die indischen Städte waren. Als er am Bahnhof in der Schlange vor dem Schalter wartete, um seine Fahrkarte zu kaufen, drängelten vier oder fünf Leute hinter ihm und winkten mit ihren Rupien über seine Schulter, um zuerst eine Karte zu bekommen.

Er hatte gut abgeschnitten in der Schule – das Zeugnis freute seinen Vater. Während des Essens auf der Veranda des großen Hauses in Palamcottah beantwortete John geduldig alle Fragen über die Klasse, Sport, Lehrer und Klassenkameraden. Er beschloss, lieber nichts von den Neckereien der anderen Jungen zu erzählen.

John freute sich, dass seine Mutter so gut erholt aussah. »Es ist jetzt auch kühler«, lächelte sie. »So gefällt mir Indien am besten.«

Nachdem sein Vater wieder zum Gericht gegangen war, fragte John: »Wie sieht es in Dohnavur aus? Wann ist die Urteilsverkündung? Hast du Jewel, Arul oder Miss Carmichael gesehen?«

Seine Mutter lachte. »Eine Frage nach der anderen. Nein, der Termin für die Urteilsverkündung ist verschoben worden. Der Rechtsanwalt des Onkels zögert es immer wieder hinaus – ich weiß nicht, wie und warum, ich kenne mich in diesen Rechtssachen nicht aus. Und ja, ich bin einmal im Monat für jeweils fünf oder sechs Tage in Dohnavur gewesen, um zu helfen. Jewel blüht richtig auf, auch wenn sie sich beschwert, dass sie allein kochen und essen muss. Amma erklärt dann Jewel, dass dies das Kreuz sei, das sie für Jesus zu tragen habe. Und Arul fragt jedes Mal nach dir.«

»Wirklich?« John war erfreut. »Können wir ... darf ich mitkommen, wenn du das nächste Mal nach Dohnavur gehst?«

Johns Mutter nickte. »Warum nicht. Dein Vater meint zwar, dass ich mich zu sehr mit Amy Carmichaels Arbeit befasse; er schätzt sie nicht besonders. Und ich muss sagen, er ist nicht allein mit seiner Meinung. Ich habe Kritik sowohl von Engländern als auch von Indern gehört. Aber er hat nichts gegen die Besuche einmal im Monat, solange ich dadurch nicht meine Pflichten als Frau des Gouverneurs vernachlässige.«

Einige Tage nachdem John heimgekommen war, kam ein Brief von der Dohnavur-Gemeinschaft an.

»Mehrere *Accals* und viele Kinder sind krank«, sagte Leslie Knight, als sie den Brief überflogen hatte. »Und Jewels Onkel versuchte, sie zu entführen, als sie mit anderen Mädchen auf den Markt nach Four Lakes ging. Glücklicherweise konnte sie ihm entweichen und kam sicher zurück. Doch Amy Carmichael

möchte wissen, ob wir – das heißt du und ich – kommen und ihnen einige Tage helfen könnten.«

Widerwillig stimmte Mr. Knight zu und sorgte dafür, dass Azim mit ihnen kam. Und so war John schließlich wieder auf dem Weg nach Dohnavur. Er erinnerte sich noch gut an die erste Reise durch die Landschaft vor einem halben Jahr – und an den Tempel-
elefanten, der ihn mit seinem Rüssel »gesegnet« hatte.

In Four Lakes ließen sie wieder ihren Wagen nach Palamcottah zurückkehren und nahmen für die letzten Kilometer einen *Bandy*. Als der Ochsenkarren sich dem Backsteintor der Dohnavur-Gemeinschaft näherte, glaubte John zwei Gestalten in den Büschen verschwinden zu sehen. Aber die späte Nachmittags-
sonne blendete ihn, so war er sich nicht sicher.

Arul war hochofrenut, seinen jungen Freund wiederzusehen, und lachte laut, als John auf Tamil zu ihm sagte: »Ich freue mich, dich wiederzusehen.«

Azim war erstaunt und verwirrt, als er John Tamil sprechen hörte. John hatte sein kleines Geheimnis bisher nicht



preisgegeben; jetzt hatte er sich verraten. Es hatte ihm gefallen, dass er einige Dinge aufgeschnappt hatte, wenn Azim und die anderen Diener glaubten, er habe sie nicht verstanden.

Jewel kam angerannt und lachte über das ganze Gesicht. Als sie John entdeckte, blieb sie stehen, presste die Handflächen zu einem *Salaam* aneinander. Dann wurde ihr Lächeln wieder breiter. »*Annachie!*«, sagte sie.

»*Annachie?*« John sah Arul fragend an. Dieses Wort hatte er noch nicht gelernt. »Was bedeutet das?«

Arul grinste. »*Annachie* bedeutet ›großer Bruder‹. Du und ich – Jewel nennt uns *Annachie*.«

Ein Gefühl der Wärme erfasste John, und einen Augenblick lang war er sprachlos. Bruder. Er war ein großer Bruder. Und Jewel war wie eine kleine Schwester.

»Was heißt ›kleine Schwester‹ auf Tamil?«, fragte er schließlich Arul.

»*Tungachie*.«

»*Tungachie*.« John ließ das Wort über seine Zunge rollen. Dann deutete er von sich auf Jewel, presste die Handflächen zu einem *Salaam* zusammen und sagte: »Jewel, *Tungachie*.«

Jewel schlug eine Hand vor den Mund, um ein Kichern zu unterdrücken. Dann rannte sie barfuß zurück zu einer Gruppe älterer Mädchen, die unter einem großen Tamarindenbaum mit einigen Babys spielten. Da bemerkte John, dass die Armreife verschwunden waren, und Jewels Arme und Fußknöchel waren frei.

»Was ist denn mit Jewels Schmuck geschehen?«, fragte er seine Mutter, als sie zum Haupthaus gingen, um Amy Carmichael zu begrüßen.

Azim brummelte etwas auf Tamil, dass der Schmuck einer Frau ihre gesellschaftliche Stellung anzeigte und dass er dazu diene, einen Mann auf sich aufmerksam zu machen. John tat so, als hätte er nichts gehört.

»Ich weiß nicht genau«, sagte Mrs. Knight. »Als ich das letzte Mal hier war, war der Schmuck weg. Ich denke, sie hat bemerkt, dass die Frauen hier alle ihren Schmuck abgelegt haben, um zu zeigen, dass sie Jesus mehr lieben als den Wohlstand. Und eines Tages hat Jewel ihren Schmuck einfach ausgezogen.«

Amy Carmichael lächelte und hieß sie herzlich willkommen, aber ihre Augen waren müde, und sie war blass. John und seine Mutter erkannten sofort, dass Amy selbst krank war. Leslie Knight blieb bei Amy, während John seine Sachen in Aruls Hütte auspackte. Wie beim ersten Mal lehnte Azim ein Bett im Haus ab.

Dann führte Arul John durch das Gelände. In dem Garten, den sie im vergangenen März umgegraben hatten, stand viel Gemüse, von dem sich die Dohnavur-Familie ernährte. Im Gottesgarten schmückten kleine Blumensträuße einen frischen Erdhügel.

»Eins der Babys ist letzte Woche gestorben«, sagte Arul leise. »Ein Tempelkind. Das geschieht häufig. Aber der Tod hat hier keine Macht. Wir leben mit Jesus weiter.«

Als sie am Kinderhaus vorbeikamen, neckte Arul: »Du bist genau zur richtigen Zeit hier, um mir mit den neuen Fußböden zu helfen.«

John rümpfte die Nase und verzog sein Gesicht. Arul lachte. »Keine Angst. Das haben wir letzte Woche gemacht. Aber ...« Der Junge deutete auf die Strohdächer. »Amma möchte die Kinderhäuser neu bauen. Termiten fressen sich durch die Wände, und außerdem müssen wir ...«

»Haben die Kleinen nicht vorhin ein Lied über Termiten gesungen, die durch harte Arbeit versuchen, gut zu sein?« lachte John. »Mein Tamil ist noch nicht so gut, aber war es das?«

Auch Arul musste lachen. »Ja, ja, du hast Recht. Amma hat ein kleines Termitenlied für Kinder geschrieben.« Dann verschwand Aruls Lächeln. »Wir machen uns Sorgen. Jewels Onkel hat angedroht, die Häuser niederzubrennen. Strohdächer brennen sehr leicht. Jede Nacht passen wir auf.«

So kam es, dass John, Arul und Azim jede Nacht das Gelände abliefen. Mrs. Knight bestand darauf, dass Amy Carmichael sich hinlegte und sie selbst die kranken *Accals* betreute. Im Haupthaus wurde für die Babys und die kleineren Kinder ein Krankenlager aufgeschlagen. Die größeren Mädchen zogen in die Kinderhäuser, um sich um die gesunden Kinder zu kümmern.

Nach einigen Tagen kamen keine Kranken mehr hinzu. Amy kam wieder zu Kräften und wurde immer ungeduldiger, wenn sie Leslie Knights strikte Anweisungen befolgen sollte. Eines Tages rief sie Arul und John zu sich und fragte, ob sie etwas auf ihren nächtlichen Rundgängen bemerkt hätten.

»Nichts, Amma. Alles ist ruhig.«

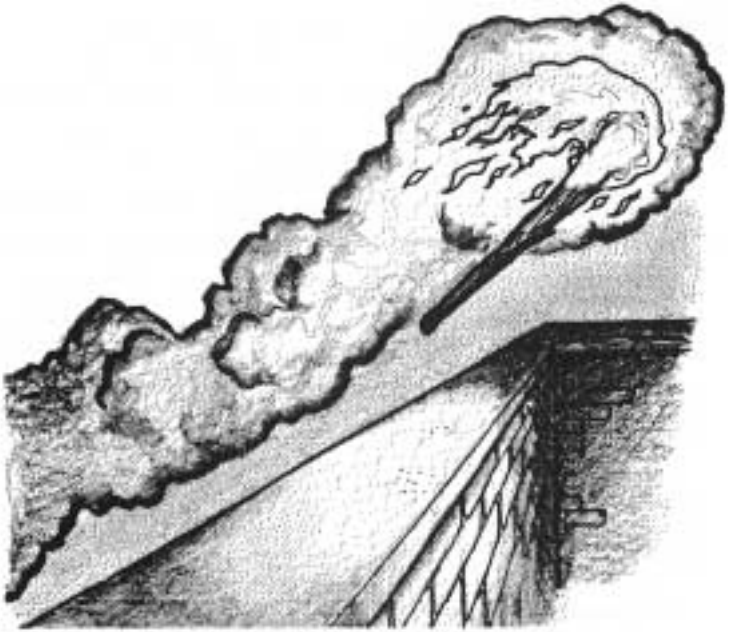
»Hm ... Ich fühle mich wohler, wenn Jewels Onkel sich zeigt und Lärm macht. Diese Ruhe ist mir eher verdächtig. Arul, ich weiß, es klingt vielleicht komisch, aber ich möchte, dass ihr und alle *Accals* und alle größeren Mädchen jeden Eimer und jedes Gefäß, das ihr finden könnt, mit Wasser aus dem Brunnen füllt. Stellt sie neben den Häusern mit Strohdach auf.«

Was Amma sagte, wurde getan. Sie brauchten allerdings den ganzen Tag, um alle Gefäße, die nicht benötigt wurden, mit Wasser zu füllen und bei den Häusern zu verteilen. John versuchte, einen vollen Topf auf dem Kopf zu tragen wie einige der *Accals*, doch das wäre beinahe schief gegangen. Danach gab er sich damit zufrieden, das volle Gefäß auf den Schultern zu tragen.

Als sie fertig waren, waren alle müde, und ihre Knochen taten weh. »Heute Nacht werden wir gut schlafen«, meinte John und streckte seine schmerzenden Glieder. Doch Arul bestand darauf, dass sie noch einen Rundgang machten wie in den vorangegangenen Nächten.

John konnte kaum die Augen offen halten. Aber er schritt die ganze Ostwand vom Haupttor bis zum Gottesgarten ab, wo er auf Azim stieß, der die Nordseite entlanggegangen war. Dann ging jeder den Weg zurück, den er gekommen war.

Da glaubte John das Knacken eines Zweiges auf der anderen Seite der Mauer zu hören, und plötzlich waren alle seine Sinne hellwach. Er atmete kaum, als er stehen blieb und lauschte. Er hörte jedoch nichts mehr, und nach zehn Minuten lief er weiter.



Dann bemerkte er aus dem Augenwinkel: In einem hellen Bogen kam ein brennender Ast über die Mauer geflogen und landete auf dem Strohdach eines der Kinderhäuser.

Im selben Augenblick kam eine weitere Fackel über die Mauer geflogen und landete auf dem zweiten Haus. »Feuer!«, schrie er. »Hilfe! Feuer! Hilfe!«

Er rannte in das erste Haus und rüttelte die *Accal*, die neben der Tür schlief, wach. »Raus! Alle raus! Feuer!«, schrie er.

Im Bruchteil einer Sekunde waren alle Mädchen und *Accals* wach und rissen die Kleineren aus ihren

Betten. John schnappte sich ein Baby und rannte nach draußen. Er gab es einer *Accal*, die bereits ein Kind auf dem Arm hielt und versuchte, die anderen um sich zu versammeln. Ohne einen Augenblick zu verlieren, rannte John hinüber zu dem zweiten Kinderhaus. Mittlerweile brannten die Gebäude lichterloh.

Er verschwand in der dunklen Tür. Der Raum war voller Rauch. »Raus! Raus hier! Feuer!« Dann hielt er den Atem an, tastete sich vorwärts und rüttelte die *Accals* und die Mädchen wach. »Raus! Feuer!«, rief er gepresst. Er griff nach zwei kleinen Bündeln, die miteinander auf einer Matratze lagen, und stolperte nach draußen. Die *Accals* und die anderen Mädchen kamen jetzt heraus, jede hatte ein oder zwei Kinder auf dem Arm.

John nahm einen der Wassereimer, die sie tagsüber gefüllt hatten, und schüttete ihn in die Flammen. »Das wird niemals reichen!«, dachte er verzweifelt. Da bemerkte er, dass auch die anderen mittlerweile mit den Wassergefäßen arbeiteten.

Plötzlich stand Jewel an seiner Seite. Ihr Gesicht zeigte Panik. »*Annachie! Baba!*«, rief sie und deutete auf das Kinderhaus.

Was meinte sie? War noch ein Baby dort? Er blickte auf das brennende Dach. Keiner wagte es, jetzt noch hineinzugehen. Entsetzt sah er sich um. Wo waren Arul und Azim? Sie wussten sicher, was zu tun wäre!

Jewel schüttelte ihn. »*Annachie! Annachie! Baby drin!*« John sah Jewel an. Ihre Augen waren vor Angst weit.

Dann nahm sie plötzlich ihren Schal, tauchte ihn in einen Eimer und gab ihn ihm. »Jetzt«, dachte er. »Jetzt oder nie. Gott, hilf mir.«

Er band das nasse Tuch um seinen Kopf und verschwand in dem mit Rauch erfüllten Haus. Er sah nichts. John ließ sich auf die Knie fallen und kroch am Boden entlang. Er tastete nach den Matratzen. Leer. Auch in den Ecken nichts. Der Rauch biss in den Augen, und die Lunge tat beim Atmen weh. Wo war das Baby? Vielleicht hatte sie sich getäuscht. Vielleicht ... aber was war das? Er tastete nach dem Regal und griff darunter. Er fühlte etwas Weiches. Mit beiden Händen zog er ein Kind heraus.

John drückte das Baby an sich und kroch am Boden entlang zur Tür. Als er nach draußen stolperte, hörte er jemanden rufen: »Seine Haare! Sie brennen!«, und ein Schwall Wasser wurde ihm über den Kopf geschüttet. John war so perplex, dass er nur tropfnass dastand.

Jemand nahm ihm das Baby ab, und jemand anders führte ihn zum nächsten Baum und setzte ihn dort hin. Während der nächsten Minuten saß John nur mit geschlossenen Augen da, hielt seine Knie umklammert und keuchte nach Luft. Man hörte nur noch Schreie, Menschen, die umherrannten, und die knisternden Flammen.

»John, alles in Ordnung?« Es war Arul. John öffnete die Augen. Sein Freund kniete vor ihm auf dem Boden.

»Das Baby«, flüsterte er. Er konnte kaum sprechen.
»Ist das Baby tot?«

Da tauchte Jewel neben Arul auf. »Baby gerettet«, sagte sie auf Tamil. Sie streckte die Hand aus und berührte Johns verbrannte Haare. Sie lächelte. »*An-nachie*.«

John bekam einen Hustenanfall, so dass er kaum sprechen konnte. Er blickte von Arul zu Jewel. »*An-nachie. Tungachie*«, flüsterte er. »Mein Bruder. Meine Schwester.«

Dann ließ John seinen Kopf auf seine Arme fallen und weinte.

Eine blutende Nase und ein blaues Auge

Sobald John nach den »Winterferien« wieder in der Kingsway-Schule war, lieh er sich ein Fahrrad und radelte zur Woodcock Lodge, um Mr. Rabur zu fragen, ob er weitere Tamil-Stunden bei ihm nehmen konnte. Der Anwalt hatte Gerüchte über den Brand gehört und bestand darauf, dass John sich setzte und ihm die ganze Geschichte erzählte.

Mr. Rabur hörte gebannt zu, als John ihm von dem Feuer in der Dohnavur-Gemeinschaft erzählte.

»Jesus hat euch beschützt, junger *Sahib*«, meinte der indische Rechtsanwalt. »Was geschah mit den Kinderhäusern? Sind sie völlig zerstört worden?«

John nickte. »Trotz unserer Wassereimer. Aber Amma hat gesagt, dass Gott aus allem etwas Gutes macht. Es war Zeit, dass die alten strohgedeckten Lehmhäuser durch Steinhäuser ersetzt wurden.«

»Aber es kostet eine Menge Zeit und Geld, alle Häuser umzubauen!«, sagte Mr. Rabur. »Hat Miss Carmichael nicht um Hilfe gebeten?«

John schüttelte den Kopf. »Ich hätte es wahrscheinlich getan. Aber Amma hat nie jemanden direkt um Geld gebeten. Sie glaubt, dass sie nur Gott bitten müsse, ihre Bedürfnisse zu stillen. Die Frauen und Mädchen in Dohnavur haben sich einfach hingeworfen und gebetet.« Er lächelte verlegen. »Ich habe früher auch gebetet, aber ich bin mit der Vorstellung aufge-

wachsen, dass Gott denen hilft, die sich selbst helfen. Ich war also eher skeptisch. Doch es kamen Geldspenden mit der Post – aus England, aus Europa und sogar aus Amerika – von Menschen, die mit Sicherheit nichts von dem Brand gehört haben. Und nicht nur das, viele von den Dorfbewohnern aus Dohnavur, Four Lakes und sogar Vallioor kamen, um beim Bauen zu helfen!«

»Unglaublich!«, staunte Mr. Rabur. »Gelobt sei Gott. Aber ... wie hat dein Vater reagiert?«

»Er war sehr wütend und wollte, dass wir sofort nach Hause kamen. Er dachte, das Ganze wäre viel zu gefährlich. Mama wollte bleiben und bei den Babys mithelfen, aber Amma hatte sie ermahnt, Vaters Wunsch zu respektieren. Ich bin jedoch noch ein paar Wochen geblieben, um beim Hausbau zu helfen. Irrendwie war es wichtig ...«, John zögerte. »Wissen Sie, ich hatte nach dem Feuer jede Nacht Alpträume. Mama meinte, wenn ich beim Bauen mithalf, würden die bösen Erinnerungen verschwinden.«

»Und?«, fragte Mr. Rabur.

John lächelte. »Es hat geklappt. Keine Alpträume mehr.«

»Oh! Wir haben die ganze Unterrichtsstunde geplaudert. Du musst zur Schule zurück, sonst suchen sie dich noch.«

»Was ist mit dem Urteil? Was geschieht mit Jewel?«

»Geduld, junger *Sahib*«, sagte Mr. Rabur. »So etwas braucht Zeit.«

»Nun gut«, sagte John. »Aber ich habe noch eine Bitte.«

»Ja?«

»Würden Sie mich John nennen statt ›junger *Sahib*? Alle meine Lehrer in der Schule sagen John zu mir.«

Mr. Rabur lächelte erfreut. »Natürlich, John.«

John war wieder mit Torry und Jim im selben Zimmer untergebracht, so machte er sich auf die unvermeidlichen Neckereien gefasst. Er biss die Zähne zusammen, wenn sie dumme Bemerkungen über seine Inder machten, und erzählte nichts davon, wie er die Ferien verbracht hatte. Je mehr er sich jedoch weigerte, von seinen Freunden Arul und Jewel zu erzählen, desto mehr Geschichten erfanden Jim und Torry.

»Unser Liebling muss eine schöne Zeit mit seiner eingeborenen Freundin gehabt haben«, höhnte Jim. »Er ist so geheimnisvoll.«

»Halt den Mund!«

»Vielleicht lebt sie in Ooty«, meinte Torry. »John verschwindet schließlich jeden Sonntagnachmittag.«

»Das geht dich nichts an.«

Die beiden Jungen lachten. Doch eines Sonntagnachmittags, als John mit dem geliehenen Fahrrad zurück zur Schule radelte, waren plötzlich Jim und Torry neben ihm.

»Aha! Sie wohnt also in Woodcock Lodge! Das war also die Geschichte von dem Rechtsanwalt im letzten Jahr.«

»Seid ruhig. Ihr wisst doch gar nicht, wovon ihr redet.«

»Aber Johnny. Wir sind doch deine Kumpels. Uns kannst du es doch erzählen!«

Jim und Torry ließen ihm den ganzen Weg keine Ruhe. Schließlich wurde es John zu bunt. »Es ist keine große Sache. Ich nehme Tamil-Stunden bei einem indischen Rechtsanwalt, klar? Ich ... ich möchte Rechtsanwalt werden, hier in Indien, und dazu muss ich die Sprache können.«

Es war einfach aus ihm herausgeplatzt, aber John wusste plötzlich, dass es wahr war. Er wollte wirklich Rechtsanwalt in Indien werden.

»Ah! Johnny möchte Swami-Anwalt werden ...«, begann Torry erneut seine Gemeinheiten, aber Jim schnitt ihm das Wort ab.

»Wirklich? Wir kennen überhaupt keinen indischen Anwalt. John, könntest du uns vielleicht einmal vorstellen? Ich meine, vielleicht könnte Mister – wie heißt er? Rabur? – vielleicht könnte Mr. Rabur einen Vortrag in der Schule halten.«

John sah Jim misstrauisch an. »Was meinst du damit, einen Vortrag halten?«

»Du weißt doch, der Careers Club bezahlt Sprecher, die uns etwas über verschiedene Berufe erzählen. Mr. Rabur könnte doch etwas über den Beruf des Rechtsanwalts sagen.«

»Da ist doch ein Haken bei der Sache.« John war sich nicht sicher, ob er Jim trauen konnte. Auf der anderen Seite, dachte er, konnten so die Schüler der Kingsway-Schule direkt etwas von den Indern erfahren.

»Nein, kein Haken. Fragst du ihn?«

Für die erste Märzwoche wurde also ein Vortrag organisiert. John hatte ein mulmiges Gefühl dabei, dass

Mr. Rabur kommen sollte, aber Jim schien seine Haltung völlig geändert zu haben. Er nannte John nicht länger Swami-Liebling und fragte ihn mehrmals, ob Mr. Rabur auch wirklich kommen würde.

An dem festgesetzten Tag holte John Mr. Rabur am Tor des Schulgeländes ab und führte ihn zu dem Klassensaal, wo der Careers Club zusammentraf. John war überrascht, der Raum war voll. Als sie eintraten, verstummten die Schüler. Er ging mit Mr. Rabur nach vorn. Irgendetwas stimmte nicht, aber John konnte es nicht genau benennen. Vielleicht war er nur nervös. Dann bemerkte er etwas. In der Schule war es Sitte, dass die Jungen aufstanden, wenn ein Lehrer oder Gastredner den Raum betrat. Es blieben jedoch alle sitzen.

John schob dieses ungute Gefühl beiseite. Vielleicht war es ja bei dem Club anders als im Unterricht. Er stellte Mr. Rabur vor, und der indische Anwalt begann über seinen Beruf zu sprechen. Er redete von den vielen schwierigen Rechtsfällen, die durch das Jahrhunderte alte Kastensystem entstanden, das auch unter der englischen Herrschaft noch Gültigkeit hatte. Er hatte gerade einige Beispielfälle vorgetragen, als plötzlich alle Schüler wie ein Mann schweigend aufstanden, sich umdrehten und leise den Raum verließen.

Unsicher hielt Mr. Rabur mitten im Satz inne. John war bestürzt. Was sollte das? Er sprang auf und packte Jim am Arm. »Was ist los?«, zischte er. »Warum gehen alle?«

»Oh, entschuldige«, sagte Jim laut und drehte sich um. »Hat man dir nichts gesagt? Wir haben aus Ver-

sehen zwei Dinge auf einen Tag gelegt. Es gibt Schokoladenkuchen zum Tee. Und das wollen wir uns nicht entgehen lassen, weißt du.« Damit wandte sich Jim wieder den Schulkameraden zu und erntete Beifall und donnerndes Gelächter.

John explodierte vor Wut. Mit drei Schritten war er bei Jim und drückte ihn gegen die Wand. »Du Biest!«, schrie er und versetzte ihm einen Kinnhaken so fest er konnte.

Jemand begann zu rufen, und mehrere Arme packten John und hielten ihn fest. Doch er riss sich los und wollte wieder auf Jim einschlagen. Jim jedoch war größer und schwerer als John; er hielt seinen Arm fest und warf ihn zu Boden. Jims Faust traf Johns Nase, und Blut lief ihm in den Mund. Dann landeten zwei weitere Schläge in seinem Gesicht.



In weiter Ferne, beinahe übertönt von den Schreien und Rufen der Schüler, hörte John Mr. Rabur: »Aufhören! Aufhören!« Da wurde John hochgerissen und durch die grölende Menge hindurchgeschoben.

»Er hat angefangen!«, hörte er Jim hinter sich rufen.
»Ihr habt es alle gesehen. John hat angefangen.«

Der Rektor der Schule erteilte John einen Monat Stubenarrest, er durfte nur zum Unterricht und zu den Mahlzeiten sein Zimmer verlassen. Als John dem Rektor zu erklären versuchte, wie ungebührlich Mr. Rabur im Careers Club behandelt worden war, sagte dieser bloß: »Es war doch nur ein Streich, John. Deswegen braucht man sich nicht zu schlagen. Außerdem sind Kämpfe dieser Art gegen die Regel an der Kingsway-Schule, und das musst du lernen.« Trotzdem hatte er ein Einsehen mit John und nahm ihn aus dem Zimmer von Torry und Jim.

Johns Auge war fast ganz zugeschwollen. Als die Schwellung zurückging, wurde es grün und blau, und jedes Mal, wenn er auftauchte, machten die anderen Jungen sich über ihn lustig. Bis zum Sonntag ging es ganz gut, aber dass er am Sonntagnachmittag nicht zu seinem Unterricht zu Mr. Rabur gehen konnte, traf ihn hart. John hätte sich gern mit seinem Freund über die Ereignisse unterhalten, auch wenn der Anwalt gesagt hatte: »Mach dir nichts draus, John. Ich weiß es zu schätzen, dass du dich für mich schlagen wolltest, aber es ist schon in Ordnung. Schlägereien ändern Menschen wie Jim und seine Freunde nicht.«

Am Montag wurde ein versiegelter Brief in seinem Zimmer abgegeben. Er öffnete ihn und suchte nach der Unterschrift. Der Brief war von Amy Carmichael. »Lieber John«, hieß es in dem Brief. »Wir sind hier in Ooty, um ...«

Ooty! Amma und einige Mädchen waren jetzt hier in Ooty? John fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Er hätte alles darum gegeben, sie sehen zu können, und nun saß er eingesperrt in seinem Zimmer.

Er las weiter. »Wir sind hier in Ooty, um Ferien zu machen, und wir wohnen bei Mrs. Hopewell. Am 10. März ist Jewels Jahrestag. Kannst du kommen und mit uns feiern? Sie würde so gern ihren *Annachie* wiedersehen.«

10. März. John blickte in seinen Kalender. Es war ein Donnerstag. Er wusste zwar nicht, was dieser Jahrestag sein sollte, aber er würde da sein, auch wenn sie ihn aus der Schule hinauswarfen.

Auf sein Klopfen öffnete sich die Tür zu Mrs. Hopewells Haus.

»John!«, rief Amy Carmichael erfreut. »Bist du doch gekommen. Als wir keine Antwort auf unseren Brief bekamen, dachten wir schon ... John! Was ist mit deinem Auge geschehen? Und was hast du für Kleider an?«

John fühlte sich äußerst unwohl. Er trug eine weiße Hose, eine zerknitterte *Tunica* und einen *Topi* auf dem Kopf. So kurz wie möglich erzählte er Amy, was mit Mr. Rabur passiert war. »Die einzige Möglich-

keit, euch zu sehen, war, abzuhauen. Ich habe einen der Küchenjungen gebeten, mir von seinen Sachen etwas zu leihen, und ... hier bin ich.«

»Du siehst aus wie ein Heide! Und benimmst dich auch noch so!«, sagte Miss Carmichael kopfschüttelnd. »Schlagen, also wirklich! Nun ja, komm mit in den Garten. Die Mädchen feiern schon.«



Sie führte John durch ein hübsches Haus im englischen Stil und durch eine doppelte Glastür in einen Garten. Die Mädchen in bunten Saris spielten mit einem Ball. Sie warfen ihn hin und her und versuchten, Jewel nicht zu treffen, die in der Mitte tanzte.

John erstarrte vor Staunen. Jewel trug einen Blütenkranz auf dem Kopf, und ihr dunkles Haar floss offen über Schultern und Rücken. Sie trug einen tiefblauen Sari mit silbernen Borten am Saum, und eine Blumenkette hing um ihren Hals. Er stellte fest, dass sie in diesem einen Jahr von einem zwölfjährigen Mädchen zu einer dreizehnjährigen Frau herangewachsen war.

Jewel fing den Ball und drehte sich nach Amy um. »Annachie!«, rief sie, als sie John erblickte. Alle

Mädchen kamen angerannt, und sie alle gaben besorgte Laute von sich, als sie Johns blaues Auge sahen. Amy scheuchte sie weg und war bald in wildem Gelächter mitten im Spiel mit ihnen.

»Tut es sehr weh?«, fragte Jewel schüchtern auf Tamil. John durchfuhr es wie ein Blitz, als er bemerkte, dass er sie verstand.

Er schüttelte den Kopf. »Mir geht es gut. Aber was ist dieser Jahrestag? Dein Geburtstag?«

In Jewels Augen blitzte es. »Erinnerst du dich nicht? 10. März – der Tag, an dem Jewel kam!«

Plötzlich dämmerte es John. Vor genau einem Jahr hatte Jewel am Tor von Dohnavur gestanden, mit den Fäusten daran gehämmert und um Hilfe geschrien.

Amy Carmichael ließ sich neben den englischen Jungen und das indische Mädchen fallen. »Ich werde langsam zu alt für solche Spiele!«, japste sie. Dann legte sie einen Arm um Jewel und erklärte: »In Dohnavur wissen wir nicht immer, wann ein Kind geboren wurde. Aber wir kennen genau den Tag, an dem Gott sie zu uns gebracht hat. Statt des Geburtstags feiern wir deshalb den Jahrestag ihrer Ankunft.«

John lächelte verschmitzt. »Dann ist es ja auch mein Jahrestag! Komm, Jewel, lass uns Blind Kuh spielen gehen.«

Das Fest dauerte bis zum Sonnenuntergang. Sie lachten und sangen und aßen wundervolle Dinge, die Amy extra zubereitet hatte. John mochte gar nicht wieder gehen, denn er wusste, dass er nicht noch einmal weglaufen konnte – wenn sein Verschwinden

nicht ohnehin schon entdeckt worden war. Bevor er ging, musste er noch mit Amy Carmichael sprechen.

»Amma«, sagte er, als sie auf den Stufen vor Mrs. Hopewells Haus standen, »können Sie für mich beten?« Diese Bitte klang komisch in Johns Ohren. Während seiner ganzen fünfzehn Jahre hatte er noch niemanden gebeten, für ihn zu beten. »Mir bedeuten Indien und die Menschen so viel – Menschen wie Arul, Jewel, die anderen Mädchen und Mr. Rabur. Und mich machen Menschen wie Jim und Torry wütend. Außerdem bin ich verwirrt, wenn ich an meinen Vater denke. Er ist ein guter Richter, und er bemüht sich immer, das Gesetz richtig anzuwenden. Ich bewundere ihn sehr. Aber manchmal ...« John starrte in die Abenddämmerung; der Mond ging über den Nilgiri-Hügeln auf. Er traute sich nicht zu sagen, dass er sich einsam fühlte – ganz besonders hier in der Schule, aber auch in Palamcottah. Überall, außer in Dohnavur.

Amy Carmichael begleitete ihn zum Gartentor. Sie nickte. »Ich werde für dich beten, John.« Sie nahm seine Hände in die ihren. »Geh in Frieden, mein Sohn. Eines Tages, das weiß ich, wirst du große Dinge für Gott und für Indien tun.«

Als er in der Dunkelheit verschwand, hörte er hinter sich her rufen: »Aber keine Schlägerei mehr!«

Vor Gericht

John bezahlte dem Küchenjungen in der Schule ein paar Rupien für die Hose und die *Tunica* und behielt die Sachen. Die Kleider hatten ihm einmal geholfen; wer wusste, ob sie ihm nicht nochmals gute Dienste leisten konnten?

Im Oktober des Jahres 1910 hatte John seine Schulausbildung an der Kingsway-Schule beendet. Nach seinem Abschluss traf Sanford Knight Vorkehrungen, seinen sechzehnjährigen Sohn nach England zurückzuschicken zu einer weiteren Ausbildung.

»Aber Vater«, versuchte John, ihn umzustimmen, »du weißt doch, dass ich mich für Recht interessiere. Ich würde gern einige deiner Fälle in Palamcottah beobachten – besonders jetzt, wo du Hauptverantwortlicher für solche Sachen bist. Ich kann bestimmt eine ganze Menge lernen.«

Sanford Knight rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Und außerdem«, fuhr John fort, »wenn ich bis zum nächsten Juni warte, können Mutter und ich noch Weihnachten mit dir verbringen.«

»Da hat er Recht, Sanford.« Leslie Knight unterstützte seine Idee eifrig. »Wenn John erst zurück in England ist, werden wir uns kaum mehr sehen. Lass uns diese Monate noch zusammen sein, bevor wir uns trennen.«

»Ich weiß, dass ich nichts machen kann, wenn ihr beide auf mich einredet«, lächelte Mr. Knight kopf-

schüttelnd. »Nun gut. Wir warten bis März, und dann buchen wir die Überfahrt. Leslie, es ist jetzt zwei Jahre her, seit du das letzte Mal zu Hause in England warst. Willst du nicht mit John fahren und deine Familie in Brighton besuchen, während du John in den ersten Wochen beim Eingewöhnen hilfst? Außerdem überbrückst du damit die Monsunzeit.«

John atmete erleichtert auf. Die Familiendiskussion war so verlaufen, wie er es sich gewünscht hatte. Doch es gab noch einen weiteren Grund, warum er noch bleiben wollte. Das Datum für das Gerichtsverfahren, bei dem über Jewels Schicksal entschieden werden sollte, war erst auf den 3. September festgesetzt worden. Dann wurde es auf den 8. Oktober, später auf den 28. Oktober verschoben, und erst kürzlich hatte Mr. Rabur ihn informiert, dass der Termin jetzt der 21. Dezember war.

Leslie Knight ahnte, was in Johns Kopf vor sich ging. »Es könnte sehr schwierig werden, John«, sagte sie, als sie allein waren. »Es ist gut möglich, dass dieser Fall bei deinem Vater landet, und das heißt, dass er selbst dann die Entscheidung treffen muss.«

Daran hatte John nicht gedacht. »Aber Vater ist gerecht; er wird sicher zugunsten von Dohnavur entscheiden.«

»Ja, dein Vater ist gerecht. Aber wir – du und ich – sehen diese Situation aus einem sehr persönlichen Blickwinkel. Dein Vater sieht es als Konfliktfall zwischen Gesetz und Tradition.«

Ein Besuch Anfang Dezember in Dohnavur bescherte ihm ein schönes Wiedersehen mit Amy Carmichael,

Arul, Jewel und den anderen. John staunte, als er die Kinderhäuser und die anderen neuen Gebäude mit ihren roten Ziegeldächern sah. »Ihr habt ja nicht nur die alten wieder aufgebaut«, sagte er, »ihr habt sogar neue Häuser dazugebaut.«

»Gott schickt uns immer mehr Tempelmädchen.« Amy lächelte. »Und eines Tages wird Gott uns Männer senden – und dann werden wir auch kleine Jungen aufnehmen, die von ihren Familien in die Tempel und an Schaustellertruppen verkauft werden.«

Während John in Dohnavur war, bekam Amy einen Brief von Mr. Rabur, in dem stand, dass der Gerichtstermin erneut verschoben worden war – auf unbestimmte Zeit.

Weihnachten und Neujahr gingen vorüber, es wurde März, und noch immer war kein Gerichtstermin festgesetzt. John verlor jede Hoffnung. Er und seine Mutter hatten Tickets für das Schiff von Colombo auf Ceylon, der großen Insel vor der Südspitze Indiens, das am 24. März abfahren sollte. Wie konnte er nach England zurückfahren, wenn er nicht wusste, was mit Jewel geschah?

Daran dachte John, als er eines Tages Anfang März missmutig den Hof des Hauses in Palamcottah betrat und feststellen musste, dass seine Mutter Besuch hatte.

»John!«, rief sie. »Komm, ich möchte dir meine alte Schulfreundin Mabel Beath vorstellen. Mabel hat durch meine Briefe alles über die Dohnavur-Gemeinschaft erfahren und möchte sie gern sehen.« Leslie Knight drehte sich zu ihrer Freundin um. »Alle Besu-



cher von Dohnavur werden früher oder später freiwillige Mitarbeiter, sei hiermit also gewarnt!«, lachte sie. Dann verschwand ihr Lächeln. »Die Situation mit dem Mädchen, Jewel, ist sehr ernst. Miss Carmichael hat mehrmals riskiert, ins Gefängnis geworfen zu werden, denn sie hat sich gegen die Ansprüche des Onkels auf das Mädchen gewehrt.«

John wollte nichts mehr hören. Es regte ihn zu sehr auf. Aber trotz seiner schlechten Stimmung fing er in den nächsten Tagen an, Mabel Beath zu mögen. Die mütterliche Dame hatte eine Art, ihn zum Lachen zu bringen, und sie schien sich wirklich für Jewel zu interessieren.

Am selben Tag, als John und seine Mutter mit dem Zug an die Küste fuhren, reiste Mabel Beath nach Dohnavur. Mutter und Sohn gaben ihr Abschiedsbriefe für die Freunde der Dohnavur-Gemeinschaft mit.

»Pass auf deine Mutter auf, John«, sagte Sanford Knight, indem er seinem Sohn fest die Hand schüttelte. »Es dürfte eigentlich keine Probleme geben. Ihr nehmt die Fähre über den Golf, und auf Ceylon wird euch ein Zug nach Colombo bringen. Ich habe Hotelzimmer für euch gebucht, bis das Schiff abfährt.«

John starrte aus dem Fenster, als der Zug durch die Landschaft ratterte. Ochsengespanne pflügten Reisfelder; Bauern setzten neue Pflanzen. Frauen wuschen Wäsche auf den Steinen am Fluss; *Mahoots* saßen auf den Köpfen der Elefanten, während die Tiere Baumstämme aus den Wäldern holten oder mit Tempelschmuck durch die Dörfer zogen.

Er verließ Indien. Würde er Arul, Jewel und Amma je wiedersehen?

Im Hotel in Colombo wartete bereits ein Telegramm auf sie. Es war von Mr. Rabur, dem Rechtsanwalt.

Prozess am 27. März ... Stopp ... Betet für uns ... Stopp ... Gottes Wille geschehe ... Stopp.

John und seine Mutter sahen sich an.

»Ich kann es nicht glauben!«, sagte John aufgebracht und stampfte auf einen Koffer, der auf dem Boden stand.

»Vielleicht ist es gut so«, begann seine Mutter. Doch John entgegnete: »Ich kann Indien nicht verlassen, ohne zu wissen, was passiert ist. Es kann schließlich Monate dauern, bevor wir etwas von ihnen hören ... Wo ist der Schiffsfahrplan?«

John fuhr mit dem Finger die Abfahrtszeiten entlang.

»Mama«, sagte er, indem er sich aufrichtete. »Das ist der größte Gefallen, um den ich dich jemals bitten werde. Lass uns nicht fahren. In zwei Wochen geht das nächste Schiff.«

»Aber John! Die Tickets ... dein Vater ... was willst du tun?«

»Ich gehe zurück nach Palamcottah! Ich will bei dem Prozess dabei sein!«

John blieben nur vier Tage, um nach Palamcottah zurückzufahren. Ohne Platzreservierung musste er den größten Teil der Strecke in Wagen der dritten Klasse reisen. Acht bis zehn Menschen waren in einem Abteil zusammengepfercht, einige saßen auf den Schlafkojen. Die Inder starrten diesen englischen Jungen an, der allein reiste. Noch mehr staunten sie, wenn er auf Tamil fragte: »Ist dieser Platz frei?« oder »Wann geht der nächste Zug?«

Einige Male bot ihm eine Inderin Reis oder Curry an, wenn sie sah, dass er kein Essen hatte. Meistens hielt sie mit ihren Händen einen geflochtenen Korb fest, in dem sich das Essen für ihre Familie befand. Doch mindestens zweimal spürte er eine fremde Hand in seiner Tasche; zum Glück hing das Geld, das seine

Mutter ihm mitgegeben hatte, sicher in einem Beutel um seinen Hals.

In der ersten Nacht schlief er nur wenig. Die Hitze, der starke Körpergeruch und die Angst, bestohlen zu werden, hielten ihn wach. Am zweiten Tag war er jedoch so erschöpft, dass er in einem Bahnhof auf dem Boden einschlieft; seine Tasche mit den Kleidern benutzte er als Kopfkissen.

Während die Räder des Zuges ratterten, betete John: »O Gott, lass mich rechtzeitig ankommen.«

John war wie betäubt, als er den Zug am Montagmittag in Palamcottah verließ. Es war der 27. März. Aber kam er noch rechtzeitig?



Er ging direkt zum Gerichtsgebäude und bahnte sich einen Weg auf die überfüllte Empore, von wo aus das Publikum die Prozesse verfolgen durfte. Er stellte sich so nah wie möglich an das Geländer und benutzte einen dicken Mann zur Deckung.

Da saßen Amy Carmichael und Mr. Rabur an einem Tisch auf der einen Seite des Saales. Jewels Onkel und sein Rechtsanwalt saßen auf der anderen Seite. John reckte den Hals. Jewel war nirgends zu sehen. Wo war sie bloß? In Dohnavur? Dann hörte er eine vertraute Stimme sagen: »Der Gerichtsschreiber verliest das Urteil.«

Es war sein Vater, der auf dem Richterstuhl saß.

John schauderte. Schon das Urteil? Er hatte den gesamten Prozess verpasst! Was war los? Ging alles gut für Jewel? Durfte sie in Dohnavur bleiben oder nicht?

Ein indischer Gerichtsschreiber stand auf und begann vorzulesen. John hörte genau zu, aber er verstand nicht alles, was da so kompliziert in der Rechtssprache ausgedrückt war. Nach einigen Minuten jedoch las der Schreiber etwas, was Aufruhr auf der Empore hervorrief.

»Ruhe!«, sagte Sanford Knight und schlug mit dem Hämmerchen auf den Tisch. »Würden Sie bitte wiederholen?«

Der Gerichtsschreiber hob die Stimme. »Hiermit verfügt das Gericht, dass Amy Carmichael von der Dohnavur-Gemeinschaft das fragliche Kind bis zum 4. April seinem gesetzlichen Vormund zu übergeben hat. Außerdem hat sie sämtliche Prozesskosten zu tragen.«

Ein Tumult brach auf der Empore los. Jubelrufe, Umarmungen, Gelächter. John bemerkte, dass er mitten unter den Verwandten und Freunden des Onkels stand. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand einen Schlag in den Magen versetzt. Innerhalb von einer Woche musste Jewel zu ihrem Onkel zurück. Würde man sie zu der Ehe zwingen, die sie doch gar nicht wollte?

Unten im Gerichtssaal hatte der Onkel den Arm seines Anwalts gepackt und riss ihn immer wieder hoch und runter wie bei einem Boxer. John blickte hinüber zu Amy Carmichael, die ruhig auf der anderen Seite des Saales saß. Ihre Hände lagen gefaltet auf dem Tisch vor ihr, ihr Gesicht war leicht nach oben gewandt, ihre Augen geschlossen. Betete sie? Dann sah John, dass sie lächelte. Ein Ausdruck von Triumph und Freude war auf ihrem Gesicht zu lesen.

Die Menge drängte sich von der Empore, und John ließ sich mitnehmen. Sollte er zu Amy und Mr. Rabur hineingehen? Was würde sein Vater sagen? Er fühlte sich wie gelähmt, unfähig, eine Entscheidung zu treffen oder mit jemandem zu sprechen. Ohne nachzudenken, ging er zum Haus seines Vaters, den Kleiderbeutel über die Schulter geworfen.

Als er durch das kleine Tor in den Hof des Hauses trat, wusste er immer noch nicht, was er tun sollte. Sein Fahrrad, das Azim ihm besorgt hatte, lehnte noch an der Wand zur Küche, die in einem kleinen Haus neben dem Wohnhaus untergebracht war.

John starrte auf das Fahrrad. Er sah sich um; noch hatte ihn keiner gesehen. Plötzlich wusste er, was zu tun war.

Verschwunden

John spähte in das Küchenhaus. Leer. Er schlüpfte hinein und kramte seine Hose, die *Tunica* und den *Topi* aus seinem Beutel. Er zog seine eigenen Hosen und sein Hemd aus und die indischen Kleider an. Dann bemerkte er seine weißen Hände und Füße; sein Mut sank. Aber ... er griff nach der Kaffeekanne und schaute hinein. Am Boden war eine dicke braune Masse; oft ließ der Koch die Kanne zu lange auf dem Feuer. Er schmierte sich den Kaffeesatz auf die Hände. Sie wurden schön nussbraun. Perfekt! Schnell rieb er alle unbedeckten Körperstellen ein und erinnerte sich in letzter Minute daran, auch die Ohren und den Nacken einzuschmieren.

Der Hof war immer noch leer. Die Diener hatten oft während der heißesten Zeit des Tages frei, besonders natürlich, wenn die Familie nicht zu Hause war. John nahm das Fahrrad, stopfte seinen Beutel in den Korb auf dem Gepäckträger und schob es zum Tor hinaus.

Auf der Straße nach Dohnavur war der übliche Verkehr: Bauern mit langsamen Ochsenkarren, Frauen mit Gefäßen auf dem Kopf, wenige Fahrräder, ein paar Esel. Aber John bemerkte kaum etwas. Zuerst radelte er wie ein Verrückter los, doch dann dachte er daran, dass er noch dreißig Kilometer vor sich hatte, und fuhr langsamer und gleichmäßiger weiter.

Die Erschütterung über das Gerichtsurteil machte einem großen Ärger Platz. Wie konnte sein Vater nur gegen Jewel entscheiden? Wie konnte er? Hatte er



nicht verstanden, was es bedeuten würde, Jewel wieder ihrem Onkel zu übergeben? Ein Kind als Braut ... Ihm drehte sich der Magen um bei dem Gedanken daran, dass Jewel zu einer Heirat gezwungen wurde und die Frau eines alten Mannes wurde, der sie nicht einmal liebte. Sie war doch erst vierzehn!

Nun, er war *Annachie*, Jewels großer Bruder! Und er würde es nicht zulassen.

Was er tun würde, wenn er erst in Dohnavur war, wusste er nicht. Aber etwas trieb ihn weiter. Er musste ihnen das Gerichtsurteil mitteilen. Sie mussten sie retten.

Er bog von der Hauptstraße nach Four Lakes ab und fuhr Richtung Dohnavur. Nur noch neun Kilometer. In Dohnavur raste er durch die schmutzigen Straßen und scheuchte einige Hühner auf, die ihm aufgeregt in den Weg liefen. Schließlich sah er die Mauer und das Haupttor der Dohnavur-Gemeinschaft.

John stieg von seinem Fahrrad, und plötzlich merkte er, wie seine Knie anfangen zu zittern. Vier erschöpfende Tage mit Zugfahrt und wenig Schlaf und dazu eine Dreißig-Kilometer-Fahrradtour nahmen ihn doch mit. Er schob sein Rad an den Straßenrand und setzte sich, mit dem Kopf auf den Knien.

Während er noch versuchte, wieder ruhig zu atmen, fiel plötzlich ein Schatten über ihn.

»Geht es dir nicht gut?«, fragte eine freundliche Frauenstimme.

John sah auf. »Miss Beath?«, sagte er. Es war Mutters Freundin, die Dohnavur besuchen wollte.

»W... wer bist du? Woher weißt du, wie ich heiße?«

John sprang auf die Füße. »Ich bin es – John Knight.«

»Das ist doch nicht möglich!«, rief die Frau und fing an zu lachen. »Ich hatte dich nicht erkannt. Aber ich dachte, du und deine Mutter ...«

»Miss Beath! Ich kann jetzt nicht alles erklären. Aber das Gericht – mein Vater – das Urteil ist gegen Dohnavur ausgefallen. Jewel muss nächste Woche zu ihrem Onkel zurück!«

»Nein! O Schreck!«

»Ich muss es Jewel sagen und Arul und den *Accals*. Es ist dringend!« John nahm sein Fahrrad auf und ging zum Tor.

»Warte, John!« Mabel Beath legte ihre Hand auf die Schulter des Jungen. »Weiß jemand, dass du hier bist? Dein Vater? Oder Miss Carmichael?«

»Nein ... ich bin erst heute morgen nach Palamcottah gekommen. Niemand hat mich bei der Gerichtsverhandlung gesehen.«

»Hier darf dich auch niemand sehen.«

»Warum?«

»Komm, lass uns darüber sprechen.«

Widerstrebend versteckte John sein Fahrrad im Gebüsch und ging mit Miss Beath zu einem kleinen Waldstück mit Tamarindenbäumen, wo sie von der Straße aus nicht gesehen werden konnten.

»Als ich nach Dohnavur kam«, sagte Miss Beath, »verstand ich mich sofort mit Amy Carmichael und teilte ihr Interesse an den Menschen und an der Arbeit hier. Als sie Jewel versprochen hat, dass sie nicht gegen ihren Willen zu ihrem Onkel zurückkehren würde, was auch immer geschah, konnte ich sie so gut verstehen. Jewel hat uns ihr Leben anvertraut; Amma konnte sie nicht im Stich lassen.«

John nickte. Ja, das verstand er auch.

»An dem Abend, bevor Miss Carmichael zur Gerichtsverhandlung fuhr, kam sie zu mir und sah mir in die Augen«, fuhr Miss Beath fort. »Bist du bereit, Jewel zu helfen und sie zu retten, wenn es schief geht?«, fragte Amma. »Ja«, antwortete ich. »Auch wenn es unter Umständen sieben Jahre Gefängnis bedeutet?«, wollte sie wissen. Ich sagte wieder »Ja«.

Sie waren stehen geblieben und sahen sich an, ein staubiger Junge in indischer Kleidung und eine englische Dame mittleren Alters.

»Ich bin draußen herumgelaufen und habe gebetet, als ich dich sah«, sagte die Frau. »Und jetzt weiß ich, was zu tun ist. *Aber wir müssen es allein machen!* Niemand darf etwas wissen – weder Arul noch Miss Carmichael noch sonst jemand – denn man wird sie alle fragen. Es wird so aussehen, als hätten sie gegen das Gerichtsurteil verstoßen. Aber wenn sie nichts wissen, wenn Jewel einfach verschwunden ist ...«

»Blöde Ochsen!«, schimpfte John, als er an den Halftern zog, um den Karren zu wenden. Miss Beath hatte gesagt, er solle nach Einbruch der Dunkelheit an diese Seite des Geländes kommen und warten.

Als die Ochsen schließlich richtig herum standen, um gleich durch die Stadt laufen zu können, kletterte John auf den Karren. »Wie lange muss ich wohl warten?«, fragte er sich.

Er hatte sich bis zur Dämmerung im Gebüsch versteckt, wie Miss Beath gesagt hatte. Er war sogar fest eingeschlafen, doch als er aufwachte, knurrte sein Magen, und er war so hungrig, dass es wehtat.

Warum hatte er bloß in Palamcottah nichts zu essen mitgenommen?

Als es dunkler wurde, war er in das Dorf gegangen und hatte einen Karren gesucht. John hoffte, dass die Dunkelheit seine Verkleidung unterstützen würde. Er sprach nur Tamil, aber es war schwierig, den Besitzer des Ochsenkarrens davon zu überzeugen, dass er Ochsen und Wagen brauchte, allerdings ohne Fahrer.

Ein Affe kreischte im Gebüsch, und einige Minuten lang gab es ein allgemeines Geraschel in den Blättern. Aber er hörte nichts hinter der Mauer des Geländes. Was passierte dort?

Es war hart, draußen zu sitzen, während Arul drin war. Wie gern hätte er jetzt mit seinem Freund gesprochen. Er wollte ihn wiedersehen, ihm von dem Telegramm erzählen und wie er nach Palamcottah mit dem Zug zurückgefahren war ... von der Verhandlung ... dem Urteil ... der Fahrt mit dem Rad bis nach Dohnavur ... Was würde Arul von Miss Beaths Idee halten? John wünschte, dass Arul mitkommen könnte! Arul wüsste, was sie tun müssten. Arul könnte doch ... nein, Miss Beath hatte Recht. Arul durfte nichts wissen, damit er ehrlich sagen konnte: »Ich weiß nichts«, wenn die Polizei ihn fragen sollte.

Wenn John an das Gerichtsurteil dachte, wurde er immer wieder wütend. Aber was hatte Miss Beath gesagt, bevor sie ihn im Gebüsch zurückließ?

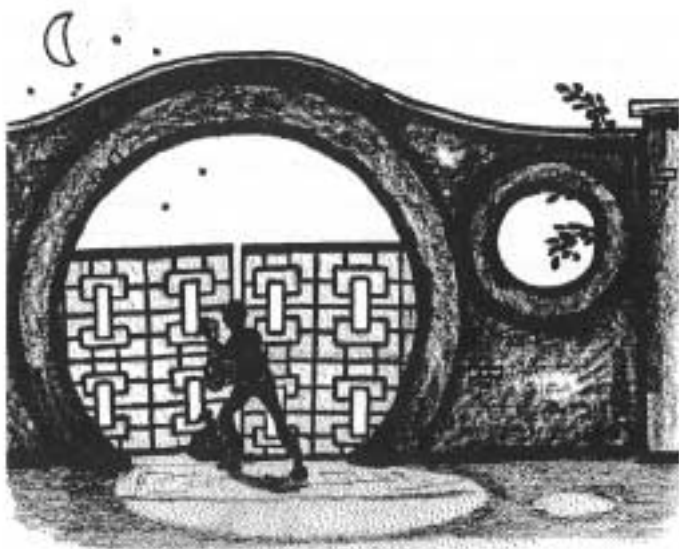
»John, ärgere dich nicht über deinen Vater. Er hat getan, was seiner Ansicht nach richtig war. Ich bin überzeugt, Amma ist nicht wütend; sie wusste, dass

die Entscheidung gegen sie ausfallen konnte. Wenn das Urteil gegen sie ausfallen würde, wollte sie bleiben und Einspruch erheben, um weiter um Jewel zu kämpfen. Und wir müssen jetzt das tun, was nötig ist, um Jewel zu retten. Eins muss dir klar sein, John. Wenn ein Christ das Gesetz bricht für Jesus, dann muss er auch bereit sein, die Folgen zu tragen.«

Johns Gedanken wurden von einem Knacken unterbrochen. Das Tor öffnete sich. Sofort waren alle seine Sinne hellwach. Ein Junge kam heraus und blickte sich unsicher um. Hinter ihm schloss sich das Tor.

John war verwirrt. Er sollte doch auf Jewel warten. War es Arul? Nein, der Junge dort war viel zu klein.

Der Junge trug einige kleine Bündel, und als er den Ochsenkarren sah, lief er über die Straße auf John zu.



»*Annachie?*«, fragte eine vertraute Stimme auf Tamil.
»Wartest du auf mich?«

John starrte sie ungläubig an. *Es war Jewel!*

»Aber deine Haare – abgeschnitten«, stammelte John; es war das Erste, was ihm einfiel.

»Und du siehst aus wie ein indischer Junge!«, sagte Jewel und kletterte hinten auf den Karren. Sie reichte John einen der Beutel. »Essen für dich. Mabel sagt, du bist sehr hungrig.« Sie deutete auf die anderen Beutel. »Mehr Essen für die Reise.«

John schlug mit der Peitsche auf den Rücken der Ochsen, bis sie sich schwerfällig in Bewegung setzten und die Straße entlangliefen; erst dann öffnete er den Beutel. Mit der Hand schob er den warmen Gemüsereis in den Mund, bis er satt war. Dann sah er sich um.

Jewel saß ganz hinten auf der Kante des Karrens und blickte zurück zu der Dohnavur-Gemeinschaft, die bereits zwischen den Bäumen verschwand. »Auf Wiedersehen, Amma«, hörte er sie auf Tamil flüstern. »Auf Wiedersehen, Arul *Annachie*. Auf Wiedersehen, Schwestern. Auf Wiedersehen, *Babas*. Auf Wiedersehen, Mabel.«

Plötzlich fühlte John sich einsam. Er schauderte, obwohl der Märzabend warm und windstill war. Jewel war jetzt in seiner Obhut. Niemand war bei ihnen; niemand außer Mabel Beath wusste, wo er war – und sie würde Dohnavur verlassen, bevor jemand entdeckte, dass Jewel nicht mehr da war.

»O Gott!«, schrie er in Gedanken. »Hilf uns.«

Jewel kam zu ihm nach vorne geklettert.

»Annachie, wohin fahren wir?«

John sah das Mädchen an seiner Seite mit den kurz geschnittenen Haaren und den Jungenkleidern an. Dann schaute er auf seine eigenen kaffeebraunen Hände, die sich dunkel gegen seine weiße Hose abhoben. Er blickte auf die dunkle Straße vor ihnen. Zwei »indische Jungen« auf dem Weg nach ...

»Ceylon«, sagte er. »Wir fahren nach Ceylon.«

Entdeckt

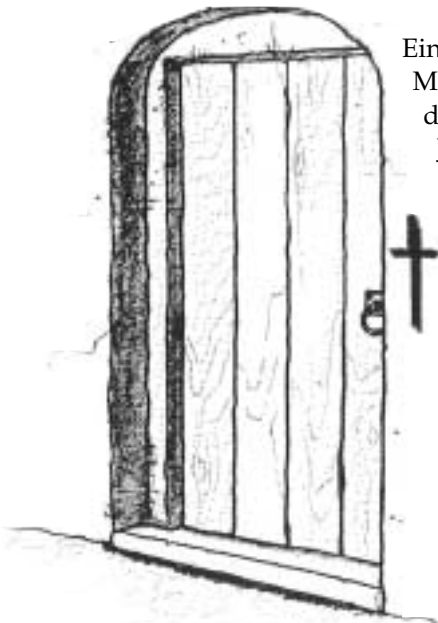
John ließ die Ochsen die ganze Nacht über Nebenstraßen laufen, während Jewel hinten auf dem Wagen schlief. Gegen Morgen erreichten sie ein Dorf namens Saltan's Tank, wo sie einen Jungen fanden, der für ein paar Rupien bereit war, den Ochsenkarren nach Dohnavur zurückzubringen. Inzwischen jedoch konnte John kaum mehr die Augen offen halten, deshalb legte er sich unter einen Tamarindenbaum außerhalb des Dorfes und schlief, während Jewel Wache hielt.

Am späten Nachmittag gingen die beiden zu Fuß weiter bis nach Town of Siva's Son, einer Hindustadt mit einem großen Tempel direkt an der Ostküste Südindiens. Sie legten die über zwanzig Kilometer in vier Stunden zurück. Als sie in der Abenddämmerung durch die Straßen der Stadt liefen, war John sehr beunruhigt – was sollten sie jetzt tun?

»*Annachie*, schau!«, sagte Jewel. Sie deutete auf ein einfaches Haus mit einem Kreuz, das neben die Haustür gemalt war. Obwohl sein Herz zu hämmern begann, klopfte John an die Tür. Eine Frau öffnete, und den beiden fiel sofort auf, dass sie keinen roten Hindupunkt an der Stirn hatte.

John deutete auf das Kreuz, dann auf Jewel und sich. »Wir glauben an Jesus«, sagte er auf Tamil.

Die Frau lächelte. »Kommt herein. Kommt herein.« Sie rief jemanden, der hinter dem Haus in einem kleinen Hof saß. »Pastor – Mann, zwei Jungen für dich.«



Ein lächelnder indischer Mann grüßte sie mit dem üblichen *Salaam*, John und Jewel erwiderten den Gruß.

»Was braucht ihr?«, fragte der Mann freundlich auf Tamil.

»Wir sind auf dem Weg nach Ceylon zu meiner Mutter«, sagte John wahrheitsgemäß. Den Rest der Geschichte brauchte niemand zu wissen. »Wir brauchen etwas zu essen und einen Platz zum Schlafen.«

Der Mann blickte sie schweigend an; ihnen erschien es eine Ewigkeit. Schließlich lächelte er. »Ihr seid uns willkommen, Jungs.«

Sie verbrachten die Nacht bei dem Mann und seiner Frau, die eine kleine Gemeinde von fünf Christen in Town of Siva's Son hatten. John war dankbar, dass sie keine Fragen stellten, doch er befürchtete, dass ihre Verkleidung einer genaueren Untersuchung nicht standhalten würde. Am nächsten Morgen packte die Frau ihnen Essen in die Beutel, doch der Mann war nirgends zu sehen.

»Wartet, er wird gleich kommen«, sagte seine Frau.

John wäre lieber sofort aufgebrochen, aber sie warteten. Bald kam der Mann mit einem Karren, vor den zwei Ochsen gespannt waren. »Ich fahre euch bis Tuticorin«, sagte er. Tuticorin war die nächstgrößere Stadt an der Küste. »Dort werden euch andere Christen helfen.«

John sah Jewel unsicher an. Fahren statt laufen und jemand, der ihnen weiterhalf, wäre natürlich wunderbar. Er hatte Jewel zwar nichts gesagt, aber er hatte Angst vor Dieben, und jemand, der sie begleitete, würde ihnen sicher Schutz bieten. Andererseits lag vielleicht ihre größte Sicherheit darin, dass sie für sich blieben. Wenn sie zu vertraulich mit den Menschen umgingen – auch wenn sie noch so hilfsbereit waren –, könnte jemand erraten, dass sie nicht zwei indische Jungen waren.

Aber der Pastor wartete. So sagte John nur: »Danke«, und half Jewel auf den Wagen.

In Tuticorin brachte der Pastor sie zu einem anderen christlichen Ehepaar. Er sprach einen Augenblick allein mit dem Mann und der Frau. Diese nickten und warfen John und Jewel von Zeit zu Zeit einen Blick zu. Bevor der Pastor sich verabschiedete, nahm er John beiseite: »Ihr könnt unseren Freunden vertrauen. Geht nicht allein, bis ihr im Zug seid. Euch werden keine Fragen gestellt werden. Aber«, lächelte der Mann, »lass dir von der Frau helfen, dich in einen indischen Jungen zu verwandeln.«

John erschrak. Was meinte der Mann? Doch dieser verabschiedete sich mit einem *Salaam* und winkte ihnen zu, während er die Ochsen mit der Peitsche antrieb.

John fand bald heraus, was der Mann gemeint hatte. Jewel kam mit einer braunen Paste und einem langen weißen Stück Stoff. »Die Frau sagt, ich soll dir helfen, ein indischer Junge zu werden«, sagte sie grinsend. Sie ließ ihn die *Tunica* ablegen und rieb die braune Paste auf Brust, Rücken, Arme und Hände, Nacken und Gesicht. John rieb sich selbst Füße und Beine ein. Dann wickelte Jewel das Stück Stoff um seinen Kopf und machte daraus einen schönen kleinen Turban.

John fühlte sich gedemütigt. Wie viele Menschen hatten ihn schon in seiner hässlichen Verkleidung gesehen? Aber Jewel gefiel es jetzt offensichtlich. So war es wohl besser.

John und Jewel wurden von einer Stadt zur nächsten gebracht, und jedes Mal wurden sie anderen Christen übergeben. Man fragte sie nur sehr wenig, und sie erzählten nur wenig, außer dass sie auf dem Weg nach Ceylon zur »Mutter« waren. Mehrere Male wurde ihr Essensbeutel aufgefüllt, und so hatten sie auch keinen Hunger, als sie an dem Bahnhof ankamen, wo sie in den Zug zur Fähre einsteigen mussten, die sie nach Ceylon bringen sollte.

John kaufte noch eine Postkarte, adressierte sie an Amy Carmichael in Dohnavur und schrieb darauf: »Des Herrn Augen schauen alle Lande, dass er Stärke, die mit ganzem Herzen bei ihm sind.« Es war einer von Ammas Lieblingsversen, und er hatte oft gehört, wie sie ihn zitierte, wenn sie die Kleinen beruhigen wollte. Er unterschrieb die Karte nicht. Niemand durfte wissen, wer die Karte geschrieben hatte oder warum. Aber würde Amma zwischen den Zeilen lesen können, dass es Jewel gut ging?

Die beiden Fahrkarten nach Colombo brauchten das letzte Geld auf, das John in seinem Beutel um den Hals trug. Als er und Jewel sich auf die harten Bänke in einem Abteil der dritten Klasse fallen ließen, erfasste ein seltsames Gefühl von Erschöpfung und Frieden seinen ganzen Körper. Er hatte keine Ahnung, was sie tun würden, wenn sie erst einmal in Colombo waren. Aber war nicht Gott auf Schritt und Tritt bei ihnen gewesen, seit sie die Dohnavur-Gemeinschaft verlassen hatten? Gott würde für Jewel sorgen ... irgendwie.

Die Hotelzimmertür öffnete sich, und Leslie Knight stand zwei indischen Jungen gegenüber und sah sie überrascht und verstört an. Ihr Haar war durcheinander, ihr Gesicht angespannt.

»Mutter! Ich bin es – und Jewel.«

Die Augen von Mrs. Knight weiteten sich, sie war sprachlos. Sie streckte die Hand aus, zog die beiden ins Zimmer und schloss die Tür. »John! Jewel! Gott sei Dank!«, rief sie und drückte sie an sich, gleichzeitig lachend und weinend.

»Wie seht ihr denn aus?«, meinte sie schließlich, indem sie sie um Armeslänge von sich weghielt und sie kopfschüttelnd musterte. »Ich hatte panische Angst. Als zehn Tage um waren und ich immer noch nichts von euch gehört hatte, ...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Erzählt mir alles!«

John erzählte ihr haarklein die ganze Geschichte von Anfang bis Ende, während sich Jewel in Leslie Knights Arm kuschelte. Schließlich fragte seine Mut-

ter: »Amy Carmichael hat keine Ahnung, wo Jewel ist oder wer sie mitgenommen hat?«

»Nein. Miss Beath sagte, um ihres eigenen Schutzes willen dürfte niemand in Dohnavur es wissen.«

Mrs. Knight schwieg eine Weile. Schließlich sagte sie: »John, du weißt, dass ich nichts hinter dem Rücken deines Vaters tun möchte. Ich habe ihm ein Telegramm geschickt, dass es unvorhergesehene Verzögerungen gegeben hat und wir das nächste Schiff nehmen würden. Ich sagte, er solle sich nicht aufregen und dass wir diese zusätzlichen Ferien sehr genießen.«

John erschrak. Sollte seine Mutter alles verraten haben? »Hat er ...?«

»Gestern habe ich Antwort bekommen. Er hat Geld geschickt, damit unsere zusätzlichen Ausgaben bezahlt werden können. Und er bedauert es, dass er wegen einer Reihe von Prozessen in Palamcottah nicht zu uns kommen kann.«

John atmete erleichtert auf. Welch ein Glück!

Aber Leslie Knight runzelte die Stirn. »Was sollen wir tun, jetzt, da Jewel hier ist. Wir können nicht ewig in Ceylon bleiben – und wir können genauso wenig Jewel hier allein lassen.«

Mutter und Sohn beschlossen, dass John die braune Farbe von seinem Körper schrubben sollte, um wieder er selbst zu werden, und dass Jewel im Hotelzimmer versteckt blieb. Leslie Knight ließ die Mahlzeiten auf ihr Zimmer bringen, und einer von beiden blieb die ganze Zeit bei Jewel.

An den nachfolgenden Tagen besprachen sie verschiedene Möglichkeiten: Sollten sie eine christliche Gemeinde in Colombo ausfindig machen und um Schutz für Jewel bitten? Sollten sie Jewel mit nach England nehmen? Sollte John, wie es geplant war, nach England zurückfahren, und Mrs. Knight würde bleiben und nach einem sicheren Ort für Jewel suchen? Jeder dieser Pläne brachte Probleme mit sich.

Nichtsdestotrotz ging John zur Schiffsanlegestelle, um nachzufragen, ob es noch Fahrkarten für das nächste Schiff gab. Als er in der Schlange stand, bemerkte er einen großen Engländer, der ihn beobachtete. John tat, als hätte er nichts gesehen. Als er an der Reihe war, wollte er schon nach einer Fahrkarte fragen, doch dann merkte er, dass der große Mann so dicht hinter ihm stand, dass er die Frage hören konnte. Abrupt sagte John: »Ich habe es mir anders überlegt«, und verließ die Schlange.

Am nächsten Tag versuchte er es wieder, aber man sagte ihm, dass es jetzt eine Warteliste gäbe. Er wurde gefragt, ob man seinen Namen hinzufügen sollte, falls jemand ausfallen würde. John schüttelte den Kopf. Enttäuscht und mutlos lief er zum Hotel zurück. Als er die Vorhalle betrat, sah er den großen Engländer wieder, der sich mit einem der indischen Diener unterhielt. Er schlich gebückt hinter einigen Palmen entlang und eilte dann die Treppen hinauf in das Hotelzimmer.

»Was ist denn los?«, fragte seine Mutter, als er atemlos eintrat.

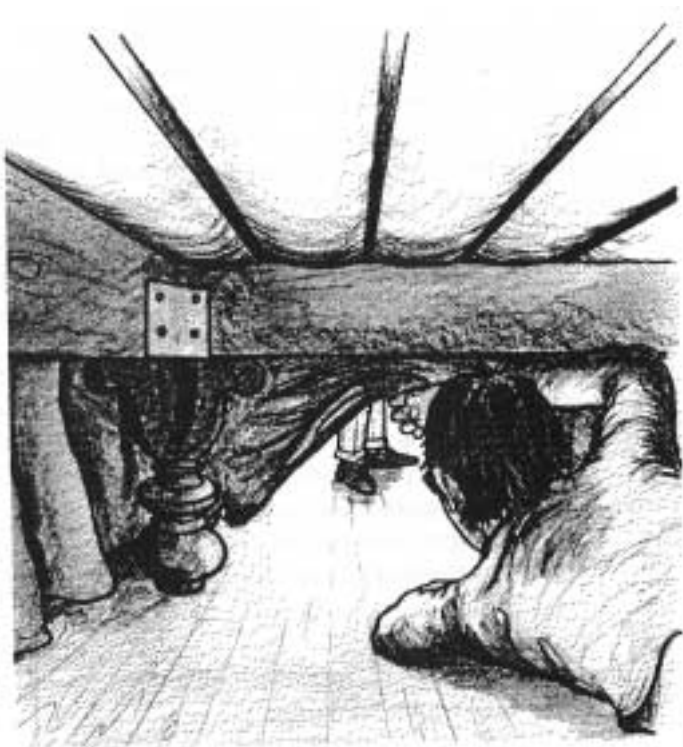
»Ich weiß nicht genau. Aber da ist ein Mann – Engländer – ich glaube, er ist mir gefolgt.«

»Oh – sicher nicht ...«, begann Mrs. Knight.

In diesem Augenblick klopfte es an der Zimmertür.

»Jewel!«, zischte John. »Versteck dich! Schnell!«

John griff Jewel bei der Hand und zog sie in das Schlafzimmer, das sie mit seiner Mutter teilte. Er schob sie unter das Bett – ein echtes englisches Bett mit einer Tagesdecke, die bis auf den Boden hing –, dann ging er wieder hinüber in das andere Zimmer, als seine Mutter gerade die Tür öffnete.



Die tiefe Stimme eines Mannes sagte: »Mrs. Knight? Mein Name ist Handley Bird, ursprünglich aus England, jetzt im Dienst Gottes in Südindien. Ich glaube, Sie haben hier einen kleinen Vogel, der aus dem Nest gefallen ist und aufgehoben werden muss.«

Pastor Handley Bird trug einen zerknitterten weißen Anzug und einen Strohhut, den er in seinen Händen hin- und herdrehte, während er sprach. Leslie Knight hatte Tee bestellt und lud den Pastor ein, sich zu ihnen zu setzen. John blieb zunächst etwas abseits stehen. War dieser Mann Freund oder Feind?

»Was kann ich für Sie tun, Pastor?«, fragte Mrs. Knight und reichte ihm eine Tasse Tee.

Der Mann lächelte. Er hatte ein runzliges Gesicht und weiße buschige Augenbrauen, die auf und ab tanzten, während er sprach. »Ich war gerade im Urlaub in Ooty, als ich zufällig eine alte Freundin meiner Frau traf, eine Miss Amy Carmichael. Sie war nach Ooty gekommen, um sich mit ihrem Rechtsanwalt zu treffen, einem Mr. Rabur – Sie kennen ihn, nicht wahr?« Der Mann sah John an.

John nickte leicht.

»Sie sorgt sich sehr um ein Mädchen namens Jewel, das verschwunden ist. Sie hat mir die ganze Geschichte erzählt, und da sie wusste, dass ich Urlaub hatte, bat sie mich um Hilfe, um herauszufinden, wo Jewel ist. Ich habe ihr versprochen, mein Möglichstes zu tun.«

»Aber warum sind Sie zu uns gekommen?«, fragte John. »Glauben Sie, dass sie hier ist?«

»Nachdem ich von Miss Carmichael und Mr. Rabur alles gehört hatte, fuhr ich nach Palamcottah, um mit dem Richter zu sprechen, der den Fall behandelt hatte – Ihr Mann, glaube ich, Mrs. Knight.«

»Richtig.«

»Ich muss gestehen, dass ich ihm nicht gesagt habe, dass ich für Miss Carmichael unterwegs war. Jewels Fall kam einfach so zur Sprache, als wir uns allgemein über rechtliche Probleme unterhielten, die im Tinnevelly-Distrikt passiert waren. Während ich dort war, kam ein Telegramm an ... «

»Mein Telegramm?«, fragte Mrs. Knight.

»Ja. Erst später, als ich alles nochmals durchdachte, schien es ein zusammenhängendes Bild zu geben. Die Abfahrt eines Schiffes wird verschoben ... ein Mädchen verschwindet. Miss Mabel Beath, die Dohnavur am Tag der Gerichtsverhandlung verließ, wurde überprüft, aber das Mädchen war und blieb verschwunden. Seien Sie versichert, dass ich niemandem etwas von meiner Entdeckung erzählt habe, nicht einmal Miss Carmichael. Denn schließlich wusste ich nichts sicher.«

»Woher wissen wir, dass Sie wirklich als Miss Carmichaels Freund hier sind?«, fragte John herausfordernd. »Warum sollten wir Ihnen vertrauen?«

»John ...«, sagte seine Mutter vorwurfsvoll.

»Er hat schon Recht«, sagte Pastor Bird. »Wenn dieser junge Mann unseren kleinen Vogel durch unbekannte Abenteuer und Schwierigkeiten geführt hat, hat er auch das Recht zu wissen, wem er trauen darf.«

Der Mann zog eine Postkarte aus seiner Jackentasche und reichte sie Mrs. Knight. »Das hat mir Miss Carmichael gegeben.«

Johns Mutter nahm die Postkarte. »John, das ist ja deine Handschrift!«

»Aha!«, sagte der Mann. Er schien zufrieden.

John ging zu seiner Mutter hinüber und nahm die Karte. »Ich wollte Miss Carmichael nur mitteilen, dass es Jewel gut geht. Ich ... ich wollte nicht, dass wir dadurch eine Spur hinterlassen.«

»Oh, mein Junge, du hast da gute Arbeit geleistet, wie du die Spuren verwischt hast. Bis heute ahnt niemand etwas – außer mir. Und ich versichere dir, dass ich ein Freund bin. Ich habe Miss Carmichael versprochen, dafür zu sorgen, dass Jewel außer Landes gebracht wird.«

»Außer Landes?«, fragten John und seine Mutter gleichzeitig.

»Ja. Nach China. Es deutet vieles darauf hin, dass Jewels Verwandte Detektive beauftragt haben, sie zu finden. Sie werden nicht eher ruhen, als bis sie sie gefunden haben. Hier ist sie nicht sicher – es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie jeden verfolgen, der jemals etwas mit ihr zu tun hatte. Ich denke, Jewel und ich sollten so schnell wie möglich von hier verschwinden, am besten heute noch. Ich werde sie zu befreundeten Missionaren nach China bringen, wo sie bleiben kann, bis sie alt genug ist. Dann kann sie das geerbte Land ihres Vaters übernehmen und heiraten, wen sie will.«

Mrs. Knight und John starrten Pastor Bird sprachlos an. Es ging alles so schnell.

»Übrigens, wo ist denn der kleine Vogel?«, fragte der Missionar.

»O nein! Jewel!«, erinnerte sich John. Er rannte in das Schlafzimmer und zog Jewel unter dem Bett hervor.

»*Annachie* hat Jewel vergessen«, entrüstete sich das Mädchen.

John führte sie in das angrenzende Zimmer. Die buschigen weißen Augenbrauen des Mannes hoben sich, und John fiel auf, dass Jewel mit ihrem kurzen Haar nicht unbedingt wie ein Mädchen aussah, und außerdem trug sie immer noch Hose und *Tunica* wie ein Junge. In gebrochenem Tamil versuchte John ihr zu erklären, was Pastor Bird ihnen erzählt hatte und dass er sie nach China bringen wollte, damit sie vor ihrem Onkel in Sicherheit war.

Jewel sah den Mann mit ihren dunklen, vertrauensvollen Augen an. »Wenn Amma Pastor Bird geschickt hat, um für Jewel zu sorgen, dann gehe ich mit«, sagte sie auf Tamil. Sie wandte sich John und Mrs. Knight zu.

»Wenn *Annachie* und Leslie sagen, Pastor Bird ist Ammas Freund, gehe ich mit.«

Mrs. Knight, die nichts verstanden hatte, sah John hilfesuchend an.

John nahm Jewels Hand und schluckte schwer. »Ja, *Tungachie*, Schwester. Pastor Bird ist dein Freund. Du musst gehen.«

Die Braut von Dohnavur

Ein Mann ritt einsam auf der Straße von Palamcottah nach Dohnavur. Sechs Jahre war es her, seit John Knight am Bahnhof in Colombo, Ceylon, gestanden und dem indischen Mädchen hinterhergewunken hatte, das er als Jewel kannte. Der junge Mann, jetzt zweiundzwanzig, hatte dieses Bild immer noch vor Augen, als wäre es gestern gewesen: Jewel, mit kurz geschnittenem Haar, die sich aus dem Zugfenster lehnte und zugleich lächelte und weinte, hinter ihr das runzlige Gesicht mit den buschigen Augenbrauen von Pastor Handley Bird.

Ganz in Gedanken versunken lenkte der Reiter sein Pferd an einem Ochsenkarren vorbei. John hatte noch erfahren, dass Pastor Bird und Jewel sicher nach China gekommen waren, ihre Reise war jedoch sehr gefährlich gewesen und hatte einige Monate gedauert. Er hatte den Brief, den Amy Carmichael ihm im Spätherbst des Jahres geschickt hatte, als er in Oxford anfang zu studieren, beinahe auswendig gelernt.

... Pastor Bird war plötzlich verschwunden, und ich hatte keine Ahnung, was passiert war. Im Oktober erhielt ich einen Brief aus China. Unsere Jewel ist in Sicherheit! Ich habe schließlich die ganze Geschichte erfahren, und ich bin erstaunt, welches Risiko du auf dich genommen hast, um sie zu retten. Ich danke dir von ganzem Herzen, John.

Monatelang zu warten, ohne zu wissen, was aus Jewel geworden ist, war eine wirkliche Herausforderung meines

Glaubens. Doch selbst an dem Tag, als das Gerichtsurteil gegen uns gefällt wurde, gab Jesus mir ein überwältigendes Gefühl des Sieges! Jewel gehört ihm ...

Seit dieser Zeit hatte John wenig von ihnen gehört. Sechs Jahre lang studierte er Jura in Oxford. Nachdem seine Mutter ihm am Anfang seines Studiums geholfen hatte, sich zurechtzufinden, war sie zurück nach Indien zu seinem Vater gegangen. Doch sie wurde sehr krank, als sie einmal nicht abgekochtes Wasser getrunken hatte, und erholte sich nie wieder vollständig. Schließlich fuhren Leslie und Sanford Knight beide zurück nach England.

Die Atmosphäre beim ersten Zusammentreffen mit seinem Vater war zuerst angespannt. Als Jewel in Sicherheit war, hatte sich Leslie Knight verpflichtet gefühlt, ihrem Mann alles zu erzählen. John wusste, dass sein Vater verärgert war. Schließlich war er der Sohn des Richters, und er hatte wissentlich gegen das Gerichtsurteil verstoßen.

Auch John war über seinen Vater verärgert gewesen. Das Urteil schien so herzlos. So gefühllos.

Doch bei einem seiner Besuche zu Hause wurde John von seinem Vater in die Bibliothek geführt. »Mein Sohn«, sagte er und räusperte sich, »deine Mutter und ich haben oft durchgesprochen, was passiert ist. Ich kann verstehen, dass du das getan hast, was du glaubtest, tun zu müssen. Auch wenn ich verärgert war, als ich erfuhr, dass du Jewel zur Flucht verholfen hattest, muss ich zugeben, dass ich in gewisser Weise auch erleichtert war. Ich habe das Urteil gefällt, wie es meiner Ansicht nach gemäß dem indi-

schen Familiengesetz und den religiösen Traditionen richtig war – aber ich habe Jewel nicht gern wieder ihrem Onkel überlassen.«

John nahm die ausgestreckte Hand seines Vaters an. Vielleicht konnten Vater und Sohn die Handlungsweise des jeweils anderen ja respektieren, wenn sie sie auch nicht guthießen.

Der junge Mann auf dem Pferd griff nach der Feldflasche, die am Sattel hing, schraubte den Deckel ab und trank. Als er seiner Mutter erzählt hatte, dass er nach Indien zurückkehren wollte, sagte sie schnell: »Vergiss nicht, das Wasser abzukochen.«

Er schnalzte mit der Zunge, die Ohren seines Pferdes drehten sich zurück. Das war Indien, ja. Alles, was in England selbstverständlich war – sauberes Wasser, weiche Betten, ein richtiges Dach über dem Kopf –, war hier in Indien Luxus.

Als John nach Four Lakes kam, band er sein Pferd am Marktplatz an und kaufte sich zwei Mangos und frisches Fladenbrot. Nachdem er gegessen hatte, saß er wieder auf und ritt weiter nach Dohnavur.

Er war ganz aufgeregt, als er das Pferd auf den letzten Kilometern zu einem leichten Galopp antrieb. Sechs lange Jahre war er weg gewesen, doch trotzdem hatte er nie sein Ziel aus den Augen verloren: nach Indien zurückzukehren und Anwalt für die Menschen hier zu werden. Als er ankam, musste er jedoch erst ein Pferd kaufen und nach Dohnavur reiten. Zuallererst wollte er seine Freunde wiedersehen.

John ließ das Pferd im Trab weiterlaufen. Da war das Dorf ... Kühe verursachten wie gewöhnlich Verkehrsstaus mitten auf der Straße ... Kinder rannten hinter ihm her ... würzige Gerüche von den Feuerstellen vor den Lehmhütten durchdrangen die Luft. Und dort durch die Bäume konnte man die Ziegelsteinmauer der Dohnavur-Gemeinschaft sehen. Johns Herz schlug schneller.

Er stieg vom Pferd und läutete.

Wenige Minuten später ging das Tor auf. John starrte den Mann an, der vor ihm stand. Er kannte ihn.

»Azim!«, rief er. »Was um alles in der Welt tust du denn hier?«

Der frühere Diener sah ihn verwirrt an.

»Ich bin es – John Knight!«

Die Augen des Mannes leuchteten auf. »Ja, ja! Junger *Sahib*.« Und Azim presste die Hände zu dem vertrauten *Sa-laam* aneinander.

John schüttelte den Kopf und lachte.

»Nein, nicht *Sahib*«, sagte er. »Wir sind Freunde! Azim und John!«

John führte sein Pferd auf das Gelände und folgte Azim zum



Haus. Was tat Azim hier? Warum hatte nicht Arul das Tor geöffnet? Vielleicht hätte er schreiben sollen, dass er kam. Aber er wollte Arul und Miss Carmichael überraschen.

Als John sein Pferd an einen Baum band, bemerkte er, dass etwas los war. Bunte Girlanden hingen von den Dächern. Die älteren Mädchen in ihren bunten Röcken und Umhängen stellten Körbe mit frisch gepflückten Blumen um das Gelände. Die jüngeren Mädchen saßen unter den Bäumen und flochten Ketten und lange Seile aus Jasminblüten. Ölgetränkte Lappen waren um Stöcke gebunden und in den Boden gesteckt worden. Es war eine lange Reihe von Fackeln, die den Weg vom Tor zum Haus säumte.

John stand da und sah sich das Treiben etwas erstaunt an, als er seinen Namen hörte. »John! John Knight! Ich kann es nicht glauben!« Amy Carmichael kam aus dem Haus gestürmt, und bevor er begriffen hatte, was geschah, hatte sie ihn schon fest umarmt.

Im nächsten Augenblick hielt sie ihn von sich weg. »Lass dich anschauen. Du bist ja jetzt ein richtiger junger Mann! Welch eine Überraschung.« Und sie umarmte ihn wieder.

John war so froh darüber, sie wiederzusehen, dass er kein Wort sagen konnte.

»Warum hast du nicht geschrieben, dass du kommst? Was willst du hier in Indien? Wie lange bleibst du?«

John musste über diese lange Liste von Fragen lachen. Aber es gab etwas, was er zuerst wissen musste.

»Wo ist Arul? Ich kam, um Sie zu besuchen ... und Arul.«

Ihre Augen wurden weit. »Du weißt es nicht? Nein ... natürlich nicht. John, Arul ist nicht hier.«

Enttäuschung stieg in John auf. Nicht hier? Er war den ganzen Weg nach Dohnavur geritten, und Arul war nicht hier?

»Aber ... wo ...?«, begann er.

»Später«, sagte Miss Carmichael kurz. Sie nahm ihn am Arm und schob ihn ins Haus. »Die anderen wollen dich sehen.«

Die indischen Frauen waren dabei, das Haus innen zu schmücken. Alle waren überrascht und erfreut, John zu sehen. Als er an ihnen vorbeigegangen war, hörte er sie hinter sich tuscheln.

»Und Azim?«, gelang es ihm zu fragen, als sie ihn wieder zur Tür hinaus schob.

»O ja, Azim! Als deine Mutter und dein Vater aus Palamcottah weggingen, hatte Azim keine Arbeit mehr. Er hatte uns so viel geholfen, als er mit dir und deiner Mutter hier war, und so habe ich ihn gefragt, ob er nicht hierher kommen und mitarbeiten wollte. Er wollte! Und«, sie senkte die Stimme, »er ist fast überzeugt, dass alle Menschen Geschwister sind, wie Jesus es lehrte. Und das, obwohl er so lange an dem Kastensystem festgehalten hat.« Sie mussten beide lachen.

Amy nahm ihn mit zu einer Gruppe von Kindern und stellte ihn vor. Einige der größeren Mädchen erinnerten sich noch an ihn. Sie senkten scheu die Augen und grüßten mit einem kleinen *Salaam*. Zu den kleineren sagte Amy: »Das ist John – Jewels *Annachie*, von dem ich euch schon oft erzählt habe.«

Die Kleinen auf den Decken kicherten und zeigten mit dem Finger auf ihn.

John nahm all seinen Mut zusammen, als Amy ihn zurück auf die Veranda führte und ihm etwas zu trinken brachte.

»Was ist mit Jewel?«, fragte er. »Ist sie zurückgekommen? Haben Sie sie gesehen?«

Amys Mundwinkel zuckten. War sie nahe daran zu weinen oder zu lachen? Er konnte es nicht genau sagen.

»Nein«, sagte Amy. »Nein, seit dem Tag, an dem ich zu der Gerichtsverhandlung ging, seit diesem schlimmen Tag vor sechs Jahren, habe ich Jewel nicht wiedergesehen.«

John schwieg. Er beobachtete die Girlanden, wie sie im Wind leicht hin- und herwehten. Etwas Merkwürdiges ging hier vor. Arul war nicht hier ... Amma schien weder über ihn noch über Jewel sprechen zu wollen. War etwas Schlimmes geschehen? Aber was sollten dann die Girlanden und die Blumen? Doch John erinnerte sich daran, dass Arul ihm erzählt hatte, dass Beerdigungen in Dohnavur immer gefeiert wurden, denn die Kinder oder die *Accals*, die gestorben waren, kamen zu Jesus, um ewig mit ihm zu leben.

»Es sieht aus, als ob ihr eine Feier vorbereitet«, sagte er schließlich vorsichtig.

Amy nickte, sagte jedoch nichts. Dann sprang sie plötzlich auf. »Ich habe zu tun! Bleib sitzen und ruhe dich aus. Du bist nach der langen Reise sicher müde. Wir können uns weiter unterhalten, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin.«

Sie verschwand im Haus. Wenige Minuten später hörte John aufgeregtes Gelächter von innen.

Er stand auf und ging auf der Veranda hin und her. Seine Reitstiefel dröhnten laut auf dem Holzboden. Er freute sich wirklich, Amma zu sehen ..., aber dass Arul nicht da war, schmerzte ihn doch sehr. Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Warum wollte Amma ihm nichts sagen?

Die Sonne ging langsam zwischen den Palmen und Tamarindenbäumen im Westen unter und tauchte die Berge in purpurrotes Licht.

Die gewohnte Essenszeit kam, aber niemand fand sich zum Essen ein. Stattdessen gingen die meisten Mädchen und einige *Accals* zum Tor. Ein paar kletterten sogar auf das Tor und hielten Ausschau.

Die Gruppe am Tor wurde immer größer. John kam von der Veranda und wollte gerade hinter den anderen herlaufen, als plötzlich jemand auf Tamil rief: »Sie kommen! Sie kommen!«

Wer kommt?, fragte sich John. Da kamen Amy Carmichael und die anderen aus dem Haupthaus gerannt. »Komm, John!«, rief Amy, griff seine Hand und zog ihn mit. »Das musst du sehen!«

Die älteren Mädchen zündeten die Fackeln an, und bald breitete sich ein heller Schein in der aufziehenden Dämmerung aus. Azim hatte das Tor weit geöffnet, und die Mädchen strömten nach draußen.

Zuerst konnte John gar nichts sehen. Dann sah er einen Ochsenkarren, der langsam die Straße entlangfuhr. Aber ... es war kein normaler Ochsenkarren. Weiße Lotusblüten und Jasmin schmückten den ge-

samten Wagen. Die Ochsen hatten bunt bemalte Hörner, und eine Blumenkette hing um ihren Hals.

Ein Mann und eine Frau, in Weiß gekleidet, saßen vorn auf dem Karren. Die Mädchen liefen herum, sprangen in die Luft, schrien, lachten und warfen Blumen.

John blieb ein wenig abseits stehen und beobachtete alles genau. Es sah aus wie eine Hochzeit. Die Ochsen hielten an, und der Mann sprang vom Wagen. Dann drehte er sich um und half der Frau. Sie trug einen schneeweißen Sari, der ihr herzförmiges Gesicht mit den großen dunklen Augen sanft umrahmte. Amy ging auf sie zu und umarmte sie. Sie lachten alle herzlich. Im nächsten Augenblick drehten sich der Mann und die Frau nach John um, und plötzlich erkannte er sie wieder.

Es waren Jewel und Arul!

Die beiden erkannte John im selben Augenblick.

»*Annachie!*«, rief Jewel.

»John! Mein Bruder!«, sagte Arul. Und die drei umarmten sich, während die Kinder sich an ihre Beine klammerten und andere immer noch Blumen warfen.

Kurz darauf wurden sie von den aufgeregten Kindern auseinander gerissen, und das Brautpaar wurde durch die brennenden Fackeln zum Haupthaus geführt.

John platzte vor Neugier, er hätte gern so viel gefragt. Doch die Feier war in vollem Gange. Grasmatten wurden zum Sitzen auf den Boden gelegt; es wurde eine Schüssel nach der anderen mit Essen, Süßigkeiten und Obst auf die Veranda gebracht.



Als Braut und Bräutigam sich mit ihren Tellern hinsetzten, sang ein kleiner Chor ein indisches Liebeslied und trug andere schöne Lieder auf Tamil vor.

John saß auf einer Grasmatte und schaute dem Fest zu. Ab und zu sah Arul zu ihm hinüber und lächelte, als wollte er sagen: »Bald, Bruder. Aber jetzt ist erst Jewel dran.«

Amy setzte sich neben ihn auf die Matte.

»Weißt du, John, ich wusste immer, dass Jewel Gott gehört und dass er ein neues Leben für sie hatte. Wie sehr haben wir sie vermisst, als sie so weit weg in China war! Aber wir wussten, dass sie in Gottes Händen war. Dann ... hatte ich eines Nachts einen Traum. In diesem Traum habe ich gesehen, wie Arul und Jewel heirateten. Als ich aufwachte, hatte ich das Gefühl, dass Gott mir seine Vision für Jewel gezeigt hatte. Ich sprach mit Arul darüber. Wie du weißt, ist es in Indien nichts Ungewöhnliches, wenn Ehen arrangiert werden. Ich wollte jedoch nicht, dass es nur meine Idee war. Ich wollte sicher sein, dass es Gottes Plan war. Ich betete also, dass sowohl Jewel als auch Arul spüren würden, dass es richtig war zu heiraten.«

Amy blickte zu dem Paar hinüber, jeder der beiden saß mit einem Kind auf dem Schoß da.

»Briefe wurden zwischen Jewel und Arul gewechselt, und bald waren sie sich einig: Auch sie glaubten, dass es Gottes Wille war, dass sie heirateten. Doch obwohl Jewel eigentlich jetzt alt genug ist, schien es ratsam, dass Arul und Jewel in Ceylon heirateten und dann erst zurückkehrten. Jetzt kann ihr Onkel gar keinen Anspruch mehr auf Jewel erheben.«

John nickte. Ja, das war wohl richtig. Er hatte nie darüber nachgedacht, denn vor sechs Jahren war Jewel noch ein Kind gewesen. Jetzt war sie jedoch eine junge Frau von zwanzig Jahren. Und wer wäre wohl ein besserer Ehemann für sie als sein Freund und Bruder Arul!

Amy berührte seine Hand. »John? Ich habe noch einen Traum. Ich habe dir schon einmal davon erzählt. Es gibt so viele Jungen, die an die Tempel oder an fahrende Schausteller verkauft oder wegen der Armut von ihren Eltern ausgesetzt werden. Auch sie brauchen Dohnavur. Wir haben auf Männer gewartet, die sich um sie kümmern können ...«

John sah Amy Carmichael an.

»Du bist zurückgekommen, John. Du sprichst die Sprache. Du gehörst zur Familie. Willst du Gott fragen, ob das der Grund ist, warum er dich zurück nach Indien gebracht hat? Ich möchte nicht, dass es nur meine Idee ist. Wenn es Gottes Plan ist, wirst du spüren, dass es richtig ist.«

In diesem Moment packten einige Mädchen Johns Hände, zogen ihn hoch und nahmen ihn mit zu dem ausgelassenen Tanz um das Brautpaar. Hilflos blickte John über seine Schulter und lächelte Amma an.

Ja, er würde Gott wegen der Jungen fragen ...

Mehr über Amy Carmichael

Amy Carmichael wurde am 16. Dezember 1867 in Millisle, einem Dorf an der Küste Nordirlands, geboren. Ihr Vater David Carmichael und sein Bruder William waren angesehene Mühlenbesitzer. Sie stammten aus einer Familie, die einen guten Ruf wegen ihrer Integrität und ihrer Großzügigkeit genoss. Als ältestes von sieben Kindern war Amy sehr eigenwillig und immer zu Dummheiten aufgelegt, aber sie hatte ein großes Herz für alles Lebende. Sie hatte eine glückliche, behütete Kindheit.

Im Alter von dreizehn Jahren wurde sie in eine methodistische Internatsschule nach Harrogate, Yorkshire, geschickt. Dort blieb sie drei Jahre lang. Während sie von zu Hause weg war, schlugen die Wahrheiten der Bibel, die sie auf dem Schoß ihrer Mutter gelernt hatte, in ihrem Herzen Wurzeln, und sie wurde Christ.

Doch zu Hause ging es nicht besonders gut. Finanzielle Schwierigkeiten zwangen die Familie schließlich, nach Belfast zu ziehen, und Amy wurde aus der teuren Internatsschule herausgenommen. Der Druck, der auf ihrem Vater lastete, und eine Lungenentzündung trugen dazu bei, dass er bereits 1885 starb; Amy war damals gerade siebzehn Jahre alt.

Während der nächsten Jahre half sie, ihre jüngeren Geschwister zu versorgen. Gleichzeitig begann sie, Versammlungen für »Shawlies« – Fabrikarbeiterinnen, die Schals statt Hüte trugen, zu organisieren.

Diese Versammlungen wurden bald so groß, dass Amy sich nach einem Gebäude umsehen musste. Mit großem Glauben betete sie dafür, dass sie fünfhundert Pfund zusammenbekam, um eine stabile Halle zu errichten, die fünfhundert Mädchen fasste. Ihr Glauben und ihre Vision steckten die anderen an, und bald trafen sich die Mädchen in einer neuen Halle mit dem Namen »The Welcome«. Dort trafen sie sich zu Bibelabenden, zum Singen und Spielen, zu Abendkursen, Nähzirkeln, Mütterzusammenkünften und zu einem monatlichen Gottesdienst, der für jeden offen war.

Amys Erfahrungen bei »The Welcome« trugen dazu bei, dass sich viele geistliche Grundhaltungen herausbildeten, die sie während ihres ganzen Lebens prägten. Sie vertraute in finanziellen Schwierigkeiten zum Beispiel nur auf Gott und suchte Hilfe ausschließlich bei Christen.

1888, im Alter von zwanzig Jahren, wurde Amy aufgefordert, eine ähnliche Arbeit für Fabrikmädchen in Ancoats, Manchester, durchzuführen, weshalb sie mit ihrer Mutter und einer Schwester in diese Stadt zog. In England traf sie Robert Wilson, einen der Gründer der »Keswick Convention zur Vertiefung geistlichen Lebens«. Als sie auf Einladung Wilsons einer Sitzung der »Keswick Convention« beiwohnte, übergab sie ihr Leben völlig Gott. Wilson wurde ein enger Freund der Familie Carmichael, und man sprach von ihm nur als von dem »lieben alten Mann«. Als Krankheit und Überarbeitung Amy dazu zwangen, ihre Arbeit in Manchester zu verlassen, nahm sie 1890 Wilsons Einladung an, zu ihm nach

Broughton Grange zu kommen als eine Tochter und Gesellschafterin.

Amy glaubte, dass es Gottes Plan für sie wäre, für den »lieben alten Mann« zu sorgen, bis dieser gestorben war. Doch am 13. Januar 1892 hörte sie Gottes unmissverständliches »Geh!«, um das Evangelium als Missionarin in fremden Ländern zu verbreiten. Sowohl Amys Mutter als auch Robert Wilson ließen sie gehen, damit sie Gottes Willen folgen konnte, obwohl es ein großes Opfer für die beiden bedeutete.

Aber wohin wurde sie berufen? Amys Missionarsdienst brachte sie im April 1893 zuerst nach Japan, doch da sie krank wurde, musste sie ein Jahr später nach Hause reisen. Keine Missionsgesellschaft würde sie unter diesen Umständen wieder in ein fernes Land reisen lassen; aber auf Empfehlung der »Keswick Convention« wurde sie bei der Zenana Missionsgesellschaft der Kirche von England angenommen und im Oktober 1895 nach Indien geschickt. Als sie zum ersten Mal ihren Fuß auf indischen Boden setzte, ahnte niemand, dass sie dieses Land nie wieder verlassen würde.

Amy stürzte sich mit großem Eifer ins Sprachstudium und lernte Tamil, um den Menschen in Südindien das Evangelium direkt mitteilen zu können. Wegen ihrer schwachen Gesundheit verbrachte sie eine Zeit lang im Luftkurort Ooty, wo sie Pastor Thomas Walker und seine Frau, Missionare im Tinnevely-Distrikt, kennen lernte. Walker wurde ihr bester Sprachlehrer, und eine tiefe Freundschaft wuchs zwischen ihnen. Walkers forderten Amy auf, sie bei ihren evangelistischen Tätigkeiten im Tinnevely-

Distrikt zu unterstützen. Sie nannte Walker *Annachie* (großer Bruder), er nannte sie *Tungachie* (kleine Schwester).

Mit Hilfe der Walkers gelang es Amy, ein kleines Team aus indischen Frauen zu gründen, das den Namen »Starry Cluster« trug. Sie reisten von Dorf zu Dorf in einem Ochsenkarren und predigten das Evangelium. Eine der indischen Frauen war Ponnammal, eine junge Witwe, die Amys Freundin und Gefährtin bleiben sollte, bis sie 1915 an Krebs starb. Ein Mädchen, Arulai, wurde mit elf Jahren durch Amy, diese weiße Frau in indischer Kleidung, von der Liebe Gottes berührt. Arulais Cousin, Arul Dasan, wurde trotz der Drohungen seiner Eltern, man werde ihm Pfeffer in die Augen streuen, wenn er seinen Glauben an Christus nicht aufgäbe, Christ. Arulai und Arul Dasan waren für Amy viele Jahre lang wertvolle Mitarbeiter.

Während Amy Carmichael mit dem Team namens »Starry Cluster« unterwegs war, sah sie zum ersten Mal die »Tempelkinder«, junge Mädchen, die in den Hindutempeln mit den Göttern »verheiratet« wurden, ein Brauch, der mit Prostitution verbunden ist. Preena, ein siebenjähriges Mädchen, war das erste Tempelkind, das 1901 in Amys schützende Arme flüchtete. Um diesen Mädchen ein Zuhause geben zu können, gründete Amy die Dohnavur-Gemeinschaft bei dem Dorf Dohnavur im Tinnevelly-Distrikt. Bald wurde Amy die *Amma* (Mutter) von vielen kleinen Mädchen.

Doch Amma machte sich auch Gedanken um die Jungen. Sie wurden entweder auch in den Tempeldienst

oder an Schaustellertruppen verkauft, die von Ort zu Ort zogen – ein Leben, das es für die Jungen so gut wie unmöglich machte, in einer guten Atmosphäre aufzuwachsen. Die ersten Jungen kamen 1918. Als Godfrey Webb-Peploe 1926 in die Dohnavur-Gemeinschaft kam, waren es bereits ungefähr achtzig Jungen.

Die Arbeit in der Dohnavur-Gemeinschaft folgte dem geistlichen Konzept Amys und drückte sich in den Schlüsselworten »Liebe«, »Treue«, »Einheit« und »Dienst« aus. Sie glaubte, dass Mitarbeiter bei der Verbreitung des Evangeliums zuerst und vor allem einander lieben mussten. Amma verlangte von niemandem etwas, was sie nicht auch selbst zu tun bereit gewesen wäre. Jede Arbeit wurde als Dienst der Freude und der Liebe zu Jesus verstanden. Alle Nöte wurden im Gebet zu Jesus gebracht, und sie erwarteten, dass er allein für sie sorgen würde; sie erzählten keinem Menschen etwas von ihren Nöten. Es wurde nie Geld geliehen; und doch machten sie keine Schulden. Sie unterstellten sich immer dem Willen Gottes: »Er wird dafür sorgen!«

Im Oktober 1931, als Amy fast 64 Jahre alt war, fiel sie in eine Grube und brach sich ein Bein. Sie erholte sich nie mehr völlig und verbrachte die nächsten zwanzig Jahre fast ausschließlich in ihrem Zimmer. Eine neue Leitung der Dohnavur-Gemeinschaft bildete sich in der Folgezeit: Godfrey und Murray Webb-Peploe und May Powell, die die kranke Arulai ersetzen sollte. Doch Amy Carmichael teilte nach wie vor sowohl den Kindern, die sie sehr gern besuchten, als auch den Mitarbeitern ihren Glauben und ihre Vision

mit. Sie schrieb nach ihrem Unfall noch dreizehn Bücher, daneben bereitete sie Neuauflagen älterer Bücher vor. Diese Bücher erzählen viele Geschichten von Mädchen und Jungen, die Gott durch die Arbeit der Dohnavur-Gemeinschaft zu sich geführt hat.

Amy Carmichael starb am 18. Januar 1951 und wurde im Gottesgarten begraben. Kein Stein bezeichnet ihr Grab; sie ist jetzt bei Jesus. Doch ihr Geist lebt in der Arbeit der Dohnavur-Gemeinschaft in Südin-dien fort und ist auch heute noch stark zu spüren.



Dave und Neta Jackson

**Heimatlos –
Gladys Aylward**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.445

Die sechsjährige Mei-En schrie vor Angst!

Die Zigeunerin, in deren Besitz sie sich befand, wollte sie gerade an eine fremde Frau verkaufen.

Die Zeiten waren hart in den Bergregionen von China.

Man schrieb das Jahr 1934, und Waisen wurden oft für wenige Pfennige verkauft. Aber Fremde wurden von den Chinesen als »Teufel« betrachtet.

Daher war sich Mei-En sicher, dass die kleine Frau in chinesischer Kleidung sie offenbar zum Abendbrot verspeisen wollte!

Doch die neue Besitzerin von Mei-En war die leidenschaftliche und angesehene Missionarin Gladys Aylward.



Dave und Neta Jackson

**Die Schlacht des Trommlers –
Florence Nightingale**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.435

Der Tod des Vaters stürzt die Familie in große Not, und so verpflichten sich Robbie Robinson und sein älterer Bruder Peter in der britischen Armee, um für den Unterhalt der Familie zu sorgen.

Zuerst ist die Armee auch aufregend und abenteuerlich. Aber dann, im Jahr 1854, werden sie nach Russland in den Krimkrieg geschickt – Peter als Reiter und der zwölfjährige Robbie als Trommler.

Bald gilt Peter als verschollen, und Robbie fürchtet um das Leben seines Bruders.

Eine Infektion in seiner linken Hand führt Robbie in ein Krankenhaus nach Scutari in der Türkei, und er hofft, dort auch seinen Bruder Peter zu finden.

Stattdessen trifft er Florence Nightingale, die gegen die entsetzlich schlechten hygienischen Zustände in den Krankenhäusern ankämpft. Robbie wird Florences »Rechte Hand«.

Wird er Florence in ihrem Kampf beistehen können, und wird er seinen Bruder wiederfinden?

